

Zeitschrift:	Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber:	Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band:	84-85 (1948)
Heft:	85
Artikel:	Eine kleine Spazierreise durch einige Gegenden der Cantone Thurgäw, Sentis und Zürich im Jahre 1800
Autor:	Maurer, J.C.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-585343

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine kleine Spazierreise

durch einige Gegenden der Cantone Thurgäw, Sentis und Zürich
im Jahre 1800

beschrieben von J. C. Maurer

1. Der Verfasser

Johann Konrad Maurer, geboren in Schaffhausen am 7. August 1771 und gestorben ebenda am 25. März 1841, entstammte einem alten Bürgergeschlecht seiner Vaterstadt, dessen Anfänge auf Rheinau hinweisen. Er studierte in Göttingen Theologie, wurde 1799 an seines Vaters Stelle Prediger an der französischen Kirche in Schaffhausen, eröffnete am 28. April 1800 eine höhere Bürgerschule mit Französisch als Fremdsprache und wirkte von 1805 an bis 1827 als Französischlehrer am Gymnasium, mit dem seine Schule vereinigt worden war. Im Jahre 1827 wurde er Vorsteher der städtischen Mädchenschule und zugleich deren Religionslehrer; in den letzten Jahren seines Lebens, von 1835 an, wirkte er noch als Münsterpfarrer. Der geistig regsame Mann interessierte sich unter anderem für die griechische Freiheitsbewegung und ließ sich deshalb an die Spitze des in den zwanziger Jahren gegründeten Hilfsvereins für die Griechen stellen. Vorher war er mit Frau von Kriidener zusammengekommen, ein Erlebnis, das er in mehreren erhaltenen Briefen schildert. «Ich fühle mich nichts weniger, als für sie exaltiert, habe aber an ihr Gutes in ausgezeichnetem Grade gefunden», schreibt er an den Zürcher Antistes J. J. Heß. Ein anschauliches Lebensbild findet man in den von seinem Sohne Johann Maurer-de Constant herausgegebenen «Erinnerungen an J. C. Maurer».

Die neunzehntägige Reise, welche Maurer im heißen Sommer 1800 durch die heutigen Kantone Thurgau, St. Gallen, Appenzell A.Rh. und Zürich gemacht hat, interessiert uns besonders deshalb, weil der Bericht aus unmittelbarer Anschauung

die Zustände in der Ostschweiz schildert, wie sie sich durch den Einmarsch der Franzosen und die Aufrichtung des helvetischen Einheitsstaates gebildet hatten. Teils zu Wagen, teils zu Fuß begibt sich der Schaffhauser Pfarrer mit seiner Frau¹ und der Schwester seines Schwagers Kirchhofer über Frauenfeld, Wil und Oberbüren nach Hauptwil, macht von dort aus einen Abstecher nach Speicher und Hundwil und verabschiedet sich dann endgültig von seinem Schwager Kirchhofer in Hauptwil, um über Wil, Elgg und Kyburg das Pfarrhaus Illnau und von dort die Stadt Zürich zu erreichen. Über Winterthur, Henggart und Andelfingen kehren die Reisenden schließlich nach Hause zurück. Heutzutage würde eine Reise durch ein so kleines Gebiet dem Wanderer wenig Neues und Unbekanntes bieten; aber vor anderthalb Jahrhunderten führte sie die Schaffhauser in eine Fremde voller Merkwürdigkeiten. Die Kenntnis der französischen Sprache erlaubt es Maurer, gelegentlich mit Franzosen ein Gespräch anzuknüpfen und allerlei von auswärtigen Kriegen zu hören. Doch auch Spuren der Kämpfe in der Schweiz selber findet er, besonders in der Gegend von Zürich, wo im Jahr vorher zwei große Schlachten zwischen den Franzosen und den Alliierten stattgefunden hatten (4. Juni und 25./26. September 1799). Daneben macht er sich seine Gedanken über die Nachteile der helvetischen Verfassung, auch über die Eigenart der französischen Kleidermode und über die zeitgenössische Kunst.

Seine Wanderung hat Maurer in einem zierlich in Halbfanz gebundenen Büchlein von 150 beschriebenen Oktavseiten geschildert, das sich heute im Besitz von Herrn Paul Nabholz, Prokurist in St. Gallen, befindet und auf dem Titelblatt mit seinem Namen (C. Maurer, ministre, 1800) bezeichnet ist. Wir danken Herrn Nabholz für die freundliche Erlaubnis, die Reisebeschreibung in unserm Heft zu drucken. Ein Stück davon ist übrigens schon 1918 in der Monatsschrift «Die Schweiz», S. 335-344, erschienen und ein Auszug aus diesem Fragment in der «Thurgauer Zeitung» 1918, Nr. 184. Wir geben den ganzen Text, allerdings mit leichten Verkürzungen; die Orthographie haben wir modernisiert, da man ja auch Maurers Zeitgenossen Goethe und Schiller nicht mehr in der Rechtschreibung von 1800 druckt. Nur die Ortsnamen haben wir in der von Maurer gebrauchten Form gelassen, weil sie öfters eine etwas andere Aussprache zeigen, als heute üblich ist. Die Personen bezeichnet der Verfasser im Text allenthalben nur mit Anfangsbuchstaben; da er aber seinem Bericht einen Schlüssel für die Abkürzungen beifügt, so konnten wir die Namen alle ausschreiben. Endlich haben wir einige Erklärungen beigefügt und den langen Text durch eingesetzte Untertitel gegliedert.

E. Leisi

¹ Frau Carolina Maurer war die älteste Tochter des Dr. med. Oschwald; sie starb schon am 21. Januar 1806, noch nicht einmal 28 Jahre alt.

2. Von Schaffhausen nach Frauenfeld

Mein lieber Freund! Sie wissen aus Erfahrung, wie schwer es ist, nachher erst zu beschreiben, was man sah, hörte, dachte, empfand auf solchen Wanderungen. Man sollte immer auf der Stelle selbst die Schreibtafel zur Hand nehmen. Aber wer kann das? Der, welcher nicht genießt. Denn sonst, wem wird bei einer schönen Aussicht zum Beispiel auf der Stelle der Sinn an die Schreibtafel kommen? Wer mag das? Der, dem's mehr darum zu tun ist, sagen zu können, er sei da oder dort glücklich gewesen, als es wirklich zu sein. Doch Sie wollen gleich Erzählung: *in medias res rapit*, wer gut erzählen und damit irgend eine Saite des menschlichen Herzens mit Erfolg berühren will.

Der Morgen, an welchem wir verreisten – es war der 22. Julius – versprach uns eben nicht die schönste Witterung. Allein teils weil die Kutsche bestellt war, teils weil wir es übel gefunden hätten, bei einer Reise, die ein paar Wochen dauern sollte, uns durch Anschein von Regen einen Tag aufhalten zu lassen, verließen wir doch unsere Vaterstadt morgens gegen 6 Uhr. Es war noch nicht viel Lebhaftigkeit in den Straßen, durch die wir fuhren. Dies erinnerte mich an die angenehme Überraschung, die ich vor einigen Jahren in Zürich erfuhr, da ich gleich bei meinem Aufstehen des Morgens frühe schon Leben und Tätigkeit in Läden und Werkstätten und auf den Straßen sah. Wären Sie neben mir in der Kutsche gesessen, so hätte vermutlich sogleich eine Unterredung über das Verhältnis der Industrie von Schaffhausen zur Industrie von Zürich ihren Anfang genommen, und hätte sich wie ein Waldstrom über wer weiß was für verschiedene damit verwandte Gegenstände ausgebreitet. Aber meinen Reisegesellschafterinnen mochte ich nicht mit dergleichen ernsthaften Diskursen Furcht vor der Zukunft einjagen, obschon ich zum voraus gefaßt war, daß sie dieselbe in der Zukunft unbegründet finden würden. A propos meiner Reisegesellschaft muß ich Ihnen doch sagen, daß dieselbe um eine Person vermehrt wurde in der Schwester meines Schwagers Kirchhofer zu Hauptwyl.

So kamen wir denn, ohne viel miteinander zu sprechen, zur Stadt hinaus, fuhren längs dem Ufer des majestätisch dahinfließenden Rheins, auf dessen Spiegelfläche wir zuweilen bange neugierig Spuren von fallenden Regentropfen zu sehen glaubten, bis wir durch die Weinberge auf dem durch den unseligen Krieg neu gebahnten Weg auf die Schiffbrücke bei *Paradies* zukamen.¹ Wir mußten hier,

¹ Die Rheinbrücke von Schaffhausen nach Feuerthalen war von den Franzosen auf ihrem Rückzug am 13. April 1799 zerstört worden. Der Weg unserer Reisenden geht deshalb zunächst über das nördliche Ufer des Rheins, bis sie oberhalb des Klosters Paradies den Fluß auf der von den Franzosen gebauten Schiffbrücke überschreiten. Vorher hatten die Österreicher dort eine Schiffbrücke erstellt, die anscheinend besser gewesen war.

der Gewohnheit nach, aussteigen und die Brücke zu Fuß passieren. Wenn ich mir ein Urteil darüber zu fällen erlaubte, so würde ich sagen, die Schiffbrücke, welche die Kaiserlichen vor einem Jahr in dem nämlichen Orte hatten, sei weit besser eingerichtet gewesen, als diese. Wenigstens würde das bloße Ansehen und das Wanken der Bretter auf der jetzigen Schiffbrücke, wenn man darüber geht, welches an der vorjährigen nicht so bemerkbar war, für mein Urteil sprechen. Ob der Schweizersoldat, der gerade die Brückewache hatte, Zoll der Bewunderung der schön und sicher gebauten Schiffbrücke von uns forderte, oder im Gegenteil dachte, wir hätten Anlaß, etwas zu erlegen, weil wir glücklich über diesen unsichern Weg hinübergekommen wären, das weiß ich nicht; genug, er forderte von uns ein – Brannteweingeld! Wäre nicht kurz vorher am nämlichen Ort die nämliche Anforderung an mich von einem Franzosen geschehen, der damals die nämliche Stelle bekleidete, so hätt' ich's dem Schweizer verübelt; so aber konnt' ich nicht und durft' ich nicht. Der Schweizer soll sich ja nachbilden!

Der Weg von Paradies über Schlatt und Basendingen bis Neuforn, wo wir der Pferde wegen ein wenig Halt machten, bietet dem Auge nicht viel des Aufzeichnens Würdiges dar, die schönen Aussichten ausgenommen, welche man dann und wann auf den Anhöhen hat. In dem eben nicht schönen Wirtshause, wo wir einkehrten, sah ich ein katholisches Doktor-Diplom – der Wirt hatte es als Tapete an die Wand gehängt – welches an Pracht die Diplome, die auf den reformierten und lutherischen Universitäten von den neugeschaffenen Doktoren mit vielem Gold erkauf werden, weit übertraf. Der Mangel an Ehrfurcht gegen dieses Werk der Kunst, den sich Zeit und Fliegen hatten zuschulden kommen lassen, hinderte mich, ganz zu erfahren, für wen und wann und wo die Arbeit gemacht worden sei. Immer hätt' ich auf einen großen Doktor geschlossen, wenn ich nicht den Unfug, der mit Diplomen getrieben wird, gekannt hätte.

Bei Ißlingen, einem unbedeutenden Dorfe, fuhren wir in dem dortigen Wagenschiff über die Thur.¹ Wer wohl jetzt das Recht, über die Thur zu führen, verpachtet? Vor drei Jahren, als ich da durchkam, hing diese Pacht noch von der auf dem Berge bei Ißlingen stehenden Kartaus ab. Damals klagte sich der mich führende Schiffmann über das ungeheure Pachtgeld, welches sie bezahlen müßten, und er klagte schon mit revolutionärem Ton. Geben sie jetzt wohl weniger? ich vergaß zu fragen.

Von da waren wir bald in *Frauenfeld*, dem nach einer Feuersbrunst² fast ganz neu wieder aufgebauten artigen Städtchen. Unsere Einkehr war beim «Hirschen»,³

¹ Die Thurbrücke bei Üßlingen wurde erst 1808 gebaut.

² Tatsächlich waren es zwei Brände, 1771 und 1788.

³ Der «Hirschen», ein reformiertes Gasthaus im alten Frauenfeld, befand sich neben der katholischen Kirche. Heute gehört das Haus der katholischen Kirchengemeinde, welche es an die Vereinsbuchdruckerei vermietet hat.

wo wir in Gesellschaft zweier französischer Offiziere zu Mittag aßen. Sie glauben an die Allgemeinheit ihrer Muttersprache, die *Citoyens!* Man spürt es der Art an, mit der sie sich, besonders auch an *Table d'hôte*, sogleich der Konversation bemächtigen; man hört es der zum voraus ein «*Oui!*» verlangenden Frage an, mit welcher sie gleich kommen: «*Vous parlez français, Madame, Mademoiselle?*» Ich möchte hier noch etwas gegen den Eifer, mit welchem man diesem Wunsche nach Allgemeinheit der französischen Sprache auch in unserem Vaterlande zu entsprechen sucht, schreiben; aber Sie würden es vermutlich an mir als ein unökonomisches Paradoxon tadeln.¹ Obschon ich gleich anfangs jenes «*Oui*», mit «*Un petit peu*» begleitet, zu sagen gezwungen ward, so blieb ich doch immer stummer Zuhörer der Konversation zwischen den beiden französischen Offizieren, von denen der eine seit einiger Zeit in diesem Wirtshause logierte, um sich von Wunden, die er in einem Walde bei Augsburg bekommen, von Brigands, wie er sagte («*Brigands*» bedeutet in ihrer Sprache oft Bauern, die sich ihrer Haut und ihres Eigentums wehren, welches ihnen von denen, die sich zum Rauben und Morden privilegiert glauben, sehr, sehr verübelt und mit dem Namen «*Brigandage*» belegt wird) heilen zu lassen. Der andere, ein ältlicher Mann, war nur Durchreisender, kam von Memmingen, wo er Kommandant der Stadt gewesen war, und ging nach Zürich.

Die Unterhaltung zwischen diesen beiden fränkischen Tischgenossen war ganz militärisch und beschäftigte die Hand des Kommandanten sehr stark, welche fast in einem fort Testimonia seiner rühmlichen Taten aus der Tasche hervorlangte. Da einmal der andere die Tafel für eine Zeitlang verließ, so hatten wir diesen auch zu genießen; er radebrechte erst etwas Deutsch, und dann bewirtete er uns mit einer französischen – ich wollte sagen: Beschreibung des Rheinfalls – aber das war's nicht! Ich weiß dem Ding keinen Namen zu geben. Seine Ankündigung spannte meine Erwartung hoch, ich glaubte etwas zu hören, das Lavaters prächtiges Gedicht oder wenigstens Meiners² schöne prosaische Beschreibung in Schatten stellen würde, und es waren – ein halb Dutzend Zeilen, die aussagten, daß man über Neuhausen nach dem Rheinfall gehe, daß auf der andern Seite des Rheins ein Schloß stehe, Lauffen genannt, daß der Rheinfall bei 80 Fuß tief falle. Ich hielt das für eine vorläufige topographische Notiz, horchte mit gespannter Aufmerksamkeit und – er faltete das Papier wieder zusammen und legte es wieder in die Brieftasche, indem er uns mit beifallverlangendem Blick ansah. Wir hatten alles gehört!

¹ Weil Maurer selber Lehrer der französischen Sprache ist.

² Meiners, Professor der Philosophie in Göttingen, dessen Vorlesungen Maurer gehört hatte.

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?
Parturient montes, nascetur ridiculus mus.¹

Ich hatte an der Table d'hôte in Frauenfeld den Kommentar zu dieser horazischen Stelle. – Ob wir wohl in Frauenfeld die Ehre bezahlen mußten, in fränkischer Gesellschaft gespiesen zu haben: eine Ehre, die freilich gerade jetzt nicht so selten zuteil wird. Wenigstens stand die Zeche in gar keinem Verhältnis zu dem, wofür man sonst Zeche macht. Nirgends auf der Reise fanden wir mehr ein so auf-fallendes Mißverhältnis zwischen Aufwand und Zeche.

3. Von Frauenfeld nach Hauptwil

Bei unserer Abfahrt freuten wir uns der schönen Witterung, die uns der heitere Himmel versprach, und waren fröhlich und guter Dinge, etwa eine halbe Stunde weit gekommen, als auf einmal ein Reiter an den Kutschenschlag gesprengt kam und haltmachen ließ. In Zeiten der Freiheit, wie der unsrigen, pflegt das Anhalten auf der Straße eben nicht die freudigste Ahnung zu erwecken. Wäre nicht so gleich durch die Freudenbezeugung meiner Frau und den traulichen Handschlag des Kavaliers meiner Ahnung vorgebogen worden, ich hätte mit Schrecken daran gedacht, daß ich keinen Paß mit mir genommen hatte. So aber erfuhr ich bald, daß dies der mir von Person zwar nicht, aber par réputation wohl bekannte Herr Morell² sei, der ehemals Sekretär in der Kanzlei in Andelfingen gewesen war und nun Präsident der Verwaltungskammer des Kantons Thurgäw ist. Er hatte im nämlichen Wirtshaus mit uns gespiesen, ohne etwas von uns zu wissen; bei der Abfahrt sah er uns, erkannte meine Frau, die er von Kindheit auf in Andelfingen gekannt hatte, und weil er wußte, daß sie als junge Gattin reiste, so trieb ihn seine Freundschaft, geschwind ein Pferd satteln zu lassen und nachzureiten, um ihr seine Teilnahme zu bezeugen. Der freundschaftliche Herr Morell vermehrte durch seinen Ritt unser Vergnügen auf der Fahrt nach Wyl; denn was stimmt so zur Freude, wie Erfahrung freundschaftlicher Teilnahme?

Zu Wyl war unser Aufenthalt ganz kurz; er dauerte nicht länger, als nötig war, einen Kaffee bereiten zu lassen und ein paar Tassen davon einzuschlürfen. Dann ging es wieder vorwärts, auf Büren³ zu. Der Weg von Wyl nach Büren auf der Landstraße ist in Rücksicht auf die Aussicht der angenehmste, den man sich denken kann. Fast immer übersieht man rechter Hand die ganze schöne Ebene,

¹ Horaz, *De arte poetica*, 138f.

² Johannes Morell (1759–1835), später Landammann, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des Thurgaus zu jener Zeit.

³ Oberbüren, am südlichen Ufer der Thur.

durch welche sich die Thur schlängelt. Die letztere gewährte damals freilich einen trockenen Anblick; denn fast allenthalben sah man nur das leere Bett. Die Berge in der Nähe und Ferne bis an den hohen Sentis begrenzen auf eine dem Auge wohltuende Weise diese Aussicht. Was aber vorzüglich unser Auge ergötzte, waren die mit Obst beladenen Bäume, welche wir allenthalben erblickten. So kamen wir abends bei guter Zeit sehr vergnügt in Büren an, wo wir Nachtquartier nehmen mußten. Der herrliche Abend ließ uns nicht im Zimmer bleiben; wir machten einen Spaziergang über die Brücke, ein schönes Denkmal der Kunst Grubenmanns,¹ welches aber schmerzliches Andenken an die mutwillige Zerstörung eines ähnlichen Kunstwerkes von ihm bei unserer Vaterstadt weckte. Die Brücke zu Büren ist noch um einige Schuh länger als die Schaffhauser Rheinbrücke war, aber bei weitem nicht so breit. Die Bauart derselben schien mir ganz die nämliche. Oben gegen Niederbüren zu ist Nepomuk, der Brückenschutzpatron, in Stein gehauen. Seine Physiognomie hat stark gelitten; durch was, das kann ich nicht entscheiden, gewiß nicht durch Ehrfurchtsbezeugungen. Indem wir unten an dieser süßlichen Bildsäule standen und auf das steinerne Geländer am Ende der Brücke gelehnt dem Untergang der Sonne zusahen, machte unsere Reisegesellschafterin, Mademoiselle Kirchhofer, die Bemerkung, die Thur laufe hier aufwärts. Dieser Bemerkung folgte sogleich eine Verwunderungs-Bezeugung darüber, daß wir noch einmal die Thur passieren müßten, da wir sie doch schon diesen Morgen bei Ißlingen passiert hatten. Wir glaubten anfangs in der verkehrten Welt zu sein. Die Erklärung, welche uns die Frau Wirtin von dieser Erscheinung geben wollte, war ganz dazu angetan, uns die Sache noch unerklärlicher zu machen. Endlich half uns das Aufsuchen des Ursprungs der Thur und ihrer sonderbaren Krümmungen, dieses anscheinende Wunder ganz natürlich zu finden.

Ein gutes Nachtessen, in angenehmer Gesellschaft eines gesprächigen St. Galler Kaufmanns genossen, endete den Tag auf keine verdrießliche Weise und disponierte uns gar vortrefflich zu einem sanften Schlafe, um uns durch denselben auf die morndrige Fortsetzung der Reise zu stärken.

Der frühe Morgen des 23. Julius versprach uns wieder keinen heitern regenlosen Tag. Wir hatten Bange. Ja, damals durften wir noch nicht, wie wir's in der Folge hatten tun müssen, uns zum Vorwurf machen, daß wir heitere, trockene Witterung wünschten! Gegen 6 Uhr fuhren wir von Büren weg. Die kühle Morgenluft, ein angenehmer Weg zwischen schönen, voll Korn stehenden Feldern neben damals noch grünenden Wiesen mit fruchtbaren Bäumen stimmte

¹ Hans Ulrich Grubenmann von Teufen (1709–1783), weltberühmter Brückenbauer und Erbauer vieler Kirchen. Er hatte auch die von den Franzosen zerstörte Rheinbrücke bei Schaffhausen geschaffen.

unsere Herzen zu Freude. Deswegen wollten wir uns wundern, daß die vielen Schnitter und Schnitterinnen, bei welchen wir vorbei kamen, auch gar keinen Gesang anstimmten, sondern in toter Stille an ihre Arbeit gingen. Aber hätten wir den Tag vorher uns gebückt, wie's diese vermutlich getan hatten, unser Beitrag zur Vokalmusik wäre vermutlich auch nicht groß gewesen. Obschon wir noch einen ziemlichen Teil des Weges bis Hauptwyl der schlechten Straße wegen zu Fuße machen mußten, so störte das unsern vergnügten Sinn nicht, und die Annäherung gegen Hauptwyl, wo wir geliebte Geschwister zu sehen hoffen konnten, vermehrte noch unsern frohen Mut.

4. Ein thurgauischer Edelsitz

Endlich waren wir in *Hauptwyl* und in den Armen unserer Geschwister. Mein Schwager Kirchhofer¹ ist, wie Sie wissen, Schloßprediger in diesem Ort, der eine sehr angenehme Lage hat und hauptsächlich durch die Spaziergänge in den ringsum liegenden Wäldern zum reizenden Aufenthalt wird. Unter der vorigen Ordnung der Dinge in unserm Vaterlande war dieser Ort eine Gerichtsherrlichkeit, und zwei Gerichtsherren Gonzenbach von St. Gallen hatten hier ihren Wohnsitz, den sie freilich noch haben, aber nicht mehr auf dem nämlichen Fuß. Im sogenannten obern Schloß fand ich diesmal den Gerichtsherrn Gonzenbach, nachherigen Regierungsstatthalter des Kantons Thurgäu, nicht. Er ist abwesend aus seinem Vaterland.² Ich bedauerte es sehr. Die Erinnerung an die vergnügten Stunden, welche ich mit diesem Manne voll Geschmack für Kunst und voll Welt-erfahrung vor drei Jahren zugebracht hatte, erneuerte sich lebhaft wieder durch den Aufenthalt an diesem Ort. Seine Mutter, «die alte Frau Gerichtsherrin» benannt, seine Gattin, eine sehr verständige Dame, und sein Bruder, den man kurzweg Junker Daniel nennt, nebst seinem liebenswürdigen Weibchen, einer deutschen Baronesse, bildeten noch den nämlichen Familienkreis, in dem ich sie bei meinem ersten Aufenthalt in Hauptwyl oft gesehen hatte. Noch finden die wöchentlich zweimaligen Abendgesellschaften der Einwohner der beiden Schlösser statt. Im untern Schloß, oder wie man's auch nennt, im Kaufhaus, wohnt Herr Gonzenbach der Kaufmann³ mit seiner zahlreichen Familie. Er ist's eigentlich,

¹ Alexander Kirchhofer (1768–1824), erst Feldprediger in Holland, dann von 1796 an Schloßprediger in Hauptwil und Schulinspektor, wirkte von 1804–1824 in Schleitheim. Seine Frau Katharina war Maurers Schwester.

² Der Kantsontstatthalter Hans Jakob Gonzenbach war nach der Niederlage der Alliierten bei Zürich mit den Österreichern außer Landes gegangen, kehrte aber nach dem Frieden von Lunéville in den Thurgau zurück.

³ Anton Gonzenbach, vermählt mit seiner Base Ursula aus dem obern Schloß. Bei ihnen war Hölderlin zu Anfang 1801 ein Vierteljahr Hauslehrer.

der die Fabriken in Hauptwyl hält; für ihn arbeitet alles, was an diesem Orte lebt und webt. Seine Frau, eine Schwester von Herrn Gonzenbach im obern Schloß, ist eine mit männlicher Tätigkeit und Spekulation handelnde Kaufmännin. Hauptwyl erhält sich aufrecht durch den Handel und die Tätigkeit dieser Familien; nähme dies ein Ende, so würde dieses Örtchen das romantische Schicksal erfahren, welches einem Göttingen im Hannoverischen oder einem Jena im Weimarschen drohte, wenn die Universitäten daselbst aufgehoben würden. Die Einwohner wüßten sich nicht zu ernähren.

Diesen Einwohnern nun muß mein Schwager, seiner Stelle gemäß, alle Sonntage eine Predigt halten und ihre Kinder katechisieren. Übrigens gehört ihre Seelsorge nach Bischofszell. Die beiden sogenannten Schlösser, die aber mit Unrecht diesen Namen führen, besonders das untere, sind schöne, geräumige Wohnungen, mit Geschmack möbliert. Herr Gonzenbach im untern Schloß zeigt sich in dem Ameublement seiner Wohnung und in den Anlagen, welche er in einem sehr geräumigen Garten, der wohl ein Park genannt zu werden verdiente, angebracht hat, als ein sehr geschmackvoller Mann; er soll auch in der Musik viel Kenntnis und besonders große Fertigkeit auf der Violine besitzen. Es gibt in Hauptwyl viel schöne Häuser und der bei weitem größte Teil derselben ist mit Blitzableitern versehen, die aber, wie ich bemerkte, an manchen Wohnungen dadurch gefährlich werden, daß man sie nicht gehörig unterhält.

Ich weiß, Ihre Freundschaft für mich und die Meinigen verlangt gewiß auch, zu wissen, wie es in der Wohnung aussehe, wo wir beherbergt wurden. Sie ist ziemlich neu, brav gebaut, geräumig, hat helle, hübsch vertäfelte Zimmer und hatte ehemals gegen Abend eine ganz artige Aussicht, welche nun aber Nachbar Brunschweiler durch Hinsetzung eines Fabriken-Gebäudes benommen hat. Sie wollen die Einwohner kennen lernen? Sie kannten ja meine Geschwister ehemals. Nun, sie haben sich nicht verändert in Hinsicht ihres Charakters, und die gütige Vorsehung gab ihnen seitdem Gelegenheit, alles, was gut an demselben ist, immer mehr durch Ausübung zu vervollkommen – sie sind Eltern von drei gesunden, gutgearteten Kindern. Sie leben in glücklicher Eintracht, freuen sich ihres häuslichen Beisammenseins und preisen den Geber des Guten, welches ihnen zuteil wird, durch gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten. Daß wir bei ihnen vergnügte Tage lebten, können Sie sich leicht denken. Ich will von unserm Aufenthalt in Hauptwyl eins nach dem andern nehmen, wie's in meinem Reisekalenderchen angemerkt ist.

Wir machten noch den Vormittag unserer Ankunft einen Besuch in der Werkstatt eines Schreiners, der ohne Anleitung es in seiner Kunst sehr weit gebracht hat, sowohl in Erfindung bequemer Einrichtungen, als in geschmackvoller Aus-

arbeitung. Dies ist wohl eins der größten Vergnügen auf Reisen, zu erfahren, daß es allenthalben Menschen gibt, die, mit vorzüglichen Geistesfähigkeiten oder körperlichen Geschicklichkeiten von der göttlichen Vorsehung begabt, dieselben zum Nutzen und Vergnügen der menschlichen Gesellschaft verwenden. Und je niedriger der Stand ist, in welchem man dieses antrifft, je unbekannter der Ort, wo es sich findet, desto größer ist das Erstaunen, desto wohltuender der Anblick. Ich genoß dieses Vergnügen noch einmal auf der Reise.

Nach dem Mittagessen machten wir einen Spaziergang zu dem sogenannten Spulenhaus, einem schön gelegenen Meierhofe, der chemals dem würdigen Manne, Herrn Doktor Scherb in Bischofszell,¹ zugehört hatte und nun von einem Landmann aus der dasigen Gegend besessen wird. Der Umfang des Guts an Feld, Wald und Weinbergen ist sehr groß. Ich erstaunte deswegen, als ich am Orte selbst hörte, um welchen wohlfeilen Preis es verkauft worden sei. Man sieht wohl, daß in der Nähe lauter Fabrikarbeiter wohnen, die dem Landmann den Ankauf der Güter nicht verteuern. Ich hörte, daß in der Gegend alles Land in Vergleichung zu unserm Kanton und noch mehr zum Kanton Zürich sehr wohlfeil angekauft werden könne. Mir ist das immer kein gutes Zeichen für den Wohlstand und auch für die Sitteneinfalt eines Landes, wenn die Ländereien in demselben so leicht anzukaufen sind. Der Landbau ist wohl noch das sicherste Mittel zur Erhaltung dieser beiden Stützen eines Staates, und muß er da nicht sehr schlecht geachtet sein, wo das Erdreich so wohlfeil ist? Fabriken und Kaufmannschaft bringen auch Wohlstand, sagen Sie! Ich leugne es nicht, wenn man das Wohlstand eines Landes nennen kann, wo in einzelnen Häusern das Gold sich häuft, währenddem in hundert Hütten ringsumher Armut herrscht. Dieser Wohlstand ist mir so widrig, als der Anblick einer Stadt, in welcher Baracken neben Palästen stehen – und doch nennt man dies oft eine prächtige Stadt. Die Summe von Wohlstand und dem damit verbundenen Wohlsein muß gleichmäßiger verteilt sein, als es gewöhnlich an sogenannten wohlhabenden Orten der Fall ist, sonst kann ich mich dieses gerühmten Wohlstandes nicht freuen.

Um Ihnen Schadloshaltung für gehabte Langeweile zu geben und mich in meinen Raisonnements zu unterbrechen, geh ich mit Ihnen in die Abendgesellschaft im Schloß. Ich hab Ihnen weiter oben schon gesagt, daß alle Wochen zweimal in einem von den beiden Schlössern die beiden Familien Gonzenbach sich zu einer Abendgesellschaft versammeln, in welcher ein Teil der Anwesenden sich mit einer Partie Boston, ein anderer mit Gespräch und im Sommer mit Spazieren-

¹ Dr. Jakob Christoph Scherb (1736–1811), bedeutender Arzt, während der Mediation Regierungsrat bis 1807. Sein Sohn Jakob Christoph (1771–1848) war 1798 Vertreter Bischofszells im thurgauischen Landeskomitee, 1817 Oberamtmann.

gehen die Zeit vertreibt. Dies war denn auch an dem Abend der Fall, an welchem wir der Gesellschaft beiwohnten; wir Reisenden nebst unsren lieben Hauswirten gesellten uns zu den Spaziergängern. O, wie waren die, welche am Spieltisch freiwillig sitzen blieben, und noch mehr die, welche sitzen bleiben mußten, zu bedauern, daß sie den herrlichen Untergang der Sonne nicht mit uns ansehen, nicht das zauberische Feuer, in welches ihre zitternden Goldstrahlen den schönen Wald, durch welchen wir wandelten, zu setzen schienen, mit uns freudig anstaunen konnten!

Der noch zum Aufenthalt in Hauptwyl bestimmte 24. Julius wurde auf folgende Weise verlebt. Das Vergnügen des Tages begann mit einem Morgenspaziergang nach *Sitterdorf*, um den dortigen Herrn Pfarrer,¹ einen guten Freund meines Schwagers, zu besuchen. Der Weg dahin ist, die steile und rauhe Steig gegen *Bischofszell* herunter abgerechnet, sehr angenehm, besonders durch den Wald oben an Hauptwyl. Es ist in demselben ein Bank angebracht, von wo man gerade auf Bischofszell hinunter und in die umliegenden Gegenden sieht und den Lauf der Thur und der Sitter ziemlich weit verfolgen kann. Unsere Augen konnten dies leider nur auf dem trockenen Bette dieser Flüsse. Mit dem Vergnügen, das uns der schattige Platz und die reizende Aussicht gewährten, verband sich noch vermittelst der Ideenverbindung die Wonne gewisser Rückerinnerungen an den Aufenthalt auf der Akademie in Göttingen. Kirchhofer und ich hatten zusammen daselbst gelebt, oft durch gemeinschaftliche Lektüre uns vergnügt. Wir kamen darauf zu sprechen, und Kirchhofer sagte mir an diesem Plätzchen, daß mein schon lange gehegter Wunsch nach einer guten deutschen Übersetzung von einem englischen Buche, welches uns in einer schlechten Übersetzung schon so manchen vergnügten Abend auf der Akademie gemacht hatte, nun erfüllt sei. Wie mich dies entzückte! Wie es mir diesen Platz so lieb, so unvergeßlich machte! Nie werd' ich dein Buch vom häuslichen Glück zur Hand nehmen, unsterblicher Fielding², ohne mich an das Bänkchen im Hauptwyler Wald zu erinnern. Der Ideenverbindung, die so ganz ohne unser Zutun ihr Geschäft, oft ihr Spiel treibt, haben wir wohl unsere angenehmsten Augenblicke im Leben zu verdanken.

Endlich mußten wir die rauhe Steig herunter nach Bischofszell. Mit Vergnügen betrachtete ich die schönen Linden vor dem Tore mit den geräumigen Gärten darunter. Wie mancher müde Reisende hat wohl schon dessen Andenken gesegnet, der diesen wohltätigen Ruheplatz anlegte! Es gibt der Stadt, welcher man nahe ist, schon von außen ein freundliches, gastfreigebiges Ansehen.

¹ Seit 1796 war Johann Konrad Huber (1764–1828) Pfarrer in Sitterdorf; er wurde 1810 nach Neunforn gewählt.

² Henry Fielding (1707–1754), Verfasser von Lustspielen und humoristischen Romanen.

Glockengeläute in Sitterdorf verkündete uns von weitem, daß daselbst gerade Gottesdienst gehalten würde. Der Anblick des schon halb in geistlichen Ornat gekleideten Pfarrers, welcher unter der Haustüre uns empfing, bestärkte unsere Vermutung, und seine Anrede: «Seien Sie herzlich willkommen; aber ich muß Sie gleich wieder verlassen, denn ich habe eine Leichenpredigt zu halten» machte sie zur Gewißheit. Wir ließen ihn in die Kirche gehen und folgten seiner freundlichen Hausfrau, die uns in eine der Aussicht wegen sehr angenehme Stube führte und uns mit Tee und etwas Obst erquickte. Ich machte Bekanntschaft mit Herrn Hanhart, einem Bruder der Frau Pfarrerin in Sitterdorf, der noch nicht gar lange von der Universität Halle zurückgekehrt ist. Der Glaube an die vorteilhafte Schilderung, welche ich von ihm machen gchört hatte, seiner vielen gründlichen Kenntnisse wegen, ward mir durch den kurzen Umgang mit diesem jungen Manne nicht benommen, sondern das Sanfte in seinen Manieren, das Ernste und Bestimmte in seinen Reden bestärkten mich in demselben. – Nachmittags hatten wir in Hauptwyl Besuch von Herrn Doktor Scherb von Bischofszell nebst seiner jungen Gattin. Dies ist ein Sohn des würdigen Doktors, nummehrigen Unterstathalters Scherb, von welchem ich weiter oben schon sprach. Mit ihm machten wir abends einen Spaziergang auf eine benachbarte Anhöhe, genannt der Vogelherd, wo uns teils die schöne Aussicht – man übersicht von da aus einen Teil des Bodensees – teils ein ländliches Milch-Abendessen viel Vergnügen machten. Auf der Rückkehr nach Hause wurde noch eine angenehme Partie auf den folgenden Morgen verabredet. Ich hatte beschlossen, den folgenden Tag mit meiner Frau, unserer Schwester und Kirchhofer, der uns die Freude machen wollte, uns zu begleiten, eine Wanderung ins Appenzellerland anzutreten. Nun entschlossen sich Herr Doktor Scherb und Frau (eine Appenzellerin, von Trogen gebürtig), uns das Geleit zu geben bis auf die Spitze des ersten Berges, den wir zu besteigen hatten, bis auf die sogenannte *Hohe Tanne*.¹ Es wurde auf den frühen Morgen Zusammenkunft im Pfarrhaus Hauptwyl verabredet, und so schieden wir vergnügt von einander mit gegenseitigem Zuruf: Auf Wiedersehen morgen früh! Dies geschah dann den 25. Julius.

5. *Wanderung nach St. Gallen*

Morgens um 4 Uhr waren schon Herr Doktor und Frau, begleitet von einer Schwester des ersteren und einem jungen Lausanner, der bei ihm in Pension ist, bei uns, und bald darauf zog die Karawane aus und der Hohen Tanne zu. Daß es aber nicht zu geschwind gehe, dafür hatte die Natur mit dem steilen Berge und

¹ Jetzt Hohentannen, Weiler auf dem Tannenberg, 900 m ü.M.

die – Kunst, hätt' ich bald gesagt – nein die Notwendigkeit, wegen dem Vieh, mit sogenannten Stiegelen gar gut gesorgt. Wenn die Reisegesellschaft auch nur ein wenig zahlreich ist – und die unsrige belief sich auf zehn Personen – so ist's immer eine große Verzögerung, bis alle über diese Stiegelen hinüber sind. Da wir bei dem Dorfe Waldkirch vorbeikamen, machte mich Herr Doktor Scherb vor dem Dorfe draußen auf ein artig gebautes Landhaus aufmerksam und sagte mir, dies gehöre dem bekannten Porträtmaler *Meyer*, welcher bloß durch sein Porträtmalern sich eine Summe von 2000 fl. verdient, daraus auf eine edle Art seine arme Mutter unterstützt und endlich diese Ländereien gekauft, worin er diese Wohnung setzen ließ, um in derselben zu bleiben. Durch die jetzigen Umstände aber ist ihm dieser Aufenthalt erleidet, sie haben ihm das geraubt, was selbst das Dörfchen Ulubrä¹ zum Garten Gottes macht, und er wird vermutlich wieder in die weite Welt gehen. Der Porträtmaler *Meyer* unterschied sich sehr stark und sehr zu seinem Vorteil von den meisten seiner Kunstgenossen dadurch, daß er haushälterisch war bei aller Leichtigkeit seines großen Verdienstes. Er soll sogar, solange er in der Welt umher reiste, sich mit seiner Kunst Geld zu schaffen, durch seine Lebensart sich das Ansehen eines Geizigen gegeben haben. Er lebte auf diese Art, nur um einst sein Ziel, ruhiges Eigentum auf dem Lande, zu haben, zu erreichen; währenddem er darbte, unterstützte er seine Mutter. Aber – die Citoyens und die Réquisitions und die Contributions und die Emprunts forcés und

«das hohe Glück,
Mit Wein und Fleisch und Brot und Bier
Zu füttern die Krieger» –

kam bald nach! Ich hörte mit unbeschreiblichem Vergnügen Herrn Doktor Scherb zu, wie er mir von diesem Manne erzählte.² Endlich waren wir alle droben auf der Hohentanne, wo wir dann freilich uns für alle Mühe des Steigens belohnt fanden, indem die Aussicht völlig der Erwartung entsprach, die unsere Begleiter von Bischofszell davon in uns erregt hatten. Sie ist die nämliche, welche wir nachher auf Vögeli-seck wieder hatten, nur hat jene zum voraus, daß man noch einen großen Teil des Appenzellerlandes dort übersieht, wovon hier gar nichts zu erblicken ist.

Nachdem die Frauenzimmer noch eine gute Milch miteinander unter traurlichem Gespräch genossen hatten, war der Augenblick des Abschiedes da. Das Herabsteigen war ziemlich ermüdend; es gab uns schon einen Vorschmack von

¹ Abgelegener Flecken in den Pontinischen Sümpfen, jetzt Cisterna; von Horaz, Episteln I II, 30, als Beispiel eines unbedeutenden Ortes erwähnt.

² Leider läßt es sich nicht feststellen, was für ein Porträtmaler *Meyer* hier gemeint ist.

dem, was man im Appenzellerland unter dem Namen «Tobel» begreift; indessen erleichterte uns das Andenken an vergangenes Vergnügen und die Hoffnung auf künftiges den mühsamen Gang. Fast immer hat man auf diesem Wege zu beiden Seiten Wald und sieht nur einzelne zerstreute Häuser, bis man nach dem Dorfe Engenbuch¹ kommt. Die neu gebaute Kirche und das neue Pfarrhaus daneben gewähren einen malerischen Anblick. Der Anblick dieser wohlgemachten Gebäude und dieser sonst wilden und nur mit hölzernen Hütten hie und da versehenen Gegend machte ungefähr den nämlichen Eindruck auf mich, wie vor einigen Jahren der plötzliche Anblick der Kirche und des Klosters in St. Blasien. Es wurde wirklich in Engebuch Messe gelesen; deswegen trafen wir auf dem Wege von diesem Orte weg ziemlich viel Leute an, welche sich nach der Kirche begaben. Alle schienen der Art nach, wie sie den Gruß gaben und abnahmen, gutmütige und höfliche Leute zu sein. Davon hatte ich ein Beispiel an einem Einwohner von Engebuch, der sich zu uns gesellte, da er hörte, daß unsere Reise nach St. Gallen gehe. Nach den ersten Vorsichtsmaßregeln in Fragen und Antworten, die leider auch dem naivsten Teile unseres Volkes notwendig gemacht worden sind, wurde er ganz traurlich in seinen Erzählungen und Urteilen und äußerte in den letztern einen Geradblick und eine Unparteilichkeit, von welcher man bisher, ungeachtet aller tagtäglichen Publizität jedes artikulierten Tons in beiden Räten, im «Republikaner» manchen Bogen durch vergebens ein Beispiel gesucht hätte. Im Gespräch mit diesem Mann bestieg ich den ziemlich steilen Berg,² auf dessen Höhe man St. Gallen erblickt. So angenehm die Aussicht von Zeit zu Zeit war, welches uns oft zum Ausruhen einlud, so dünkte uns dann doch, weil es gegen Mittag zuging, das Steigen viel beschwerlicher, als es uns am frühen Morgen geschienen hatte. Wir sahen mit großem Vergnügen auf St. Gallen hinunter. Das «Hinunter» hatte so etwas Erquickendes!

Froh, die letzte Höhe erreicht zu haben, stiegen wir langsam nach St. Gallen, dem Ausruhepunkt, hinunter. Der erste Anblick dieser Stadt überraschte mich außerordentlich. Meine Imagination hatte sich, ich weiß nicht, wodurch verleitet, ein kleines Städtchen vorgestellt bei dem Namen St. Gallen, neben welchem ein schönes Kloster stehe, das dem Orte etwas Ansehen gebe. Die Zurechtweisung durch richtige Beschreibungen hatte, ich weiß nicht warum, nie Meister werden mögen über meine Einbildungskraft. Eigene Ansicht mußte mich nun von meinem Irrtum zurückbringen.

¹ Hier hat Maurer den Namen eines Dorfes falsch verstanden. Es handelt sich um Engelburg, in der Gemeinde Gaiserwald. Dort war 1768–1770 eine neue Kirche gebaut worden, die 1771 den hl. Schutzenengeln geweiht wurde. Davon nahm der Weiler Schönenbühl den Namen Engelburg an.

² Der Rosenberg.

Sobald wir uns im Wirtshaus zum «Ochsen» etwas erfrischt und unser Mittagessen dort bestellt hatten, gingen wir aus, die Stadt zu besehen. «Ein wenig», sag ich, denn wer schon seit morgens 4 Uhr marschiert ist, schon zwei ziemlich hohe Berge bestiegen hat und auf den Nachmittag noch einen Berg zu besteigen im Perspektiv hat, dem will das Pflaster in den Städten nicht behagen. Unser Weg führte uns durch mit wohlgebauten Häusern besetzte Straßen in den Klosterhof, ein schönes Carré, von drei Seiten durch das Klostergebäude und die schöne katholische Kirche eingeschlossen. Von da gingen wir einen Besuch bei Frau Zollikofer, einer Tochter der alten Frau Gerichtsherrin Gonzenbach in Hauptwyl abzustatten. Wem der Anblick einer tätigen Hausmutter, die man im stillen Kreise wohlerzogener, nützlich beschäftigter Kinder bei häuslicher Arbeit überrascht, wohltuend ist, der hätte mit uns den Besuch bei dieser würdigen Witwe abstatten sollen.

Ein junger Zeichenmeister gab gerade einem Paar ihrer Kinder Unterricht im Zeichnen, woran noch Kinder aus andern Häusern Anteil nahmen. Die Genauigkeit und das sanfe Zurechtweisen des Lehrers und der aufmerksame Fleiß der Schülerinnen vermehrte das Vergnügen, welches mir der Anblick ihrer gutgeratnen Arbeit machte. Die Mutter freute sich, uns noch schönere Arbeiten von einem ihrer nicht anwesenden Söhne zeigen zu können. Eine halbe Stunde nur in einem solchen häuslichen Kreise zugebracht ist mehr wert, als Stunden lang in Kunstkabinetten und Gemäldegalerien herumzulaufen.

Der jüngste Knabe von Frau Zollikofer, ein freundlicher, dienstfertiger Junge, zeigte mir den Weg nach der Wohnung des Herrn Professor Fels,¹ dem ich einen Besuch abstatten wollte, teils um ihn kennenzulernen, teils um einen seiner Kostgänger, der einige Zeit mein Schüler gewesen war, wieder zu sehen. Das letztere gelang mir, und ich freute mich des muntern und gesunden Aussehens des jungen Hurter und seiner Erzählung, wie er so gerne da sei und warum. Aber Herrn Fels traf ich nicht bei Hause an, und weil ich meine Reisegesellschaft nicht zu lange warten lassen durfte, so mußte ich wieder zurück, ehe ich noch das Haus betreten hatte. Mit meinen Reisebegleitern ging ich nun das Inwendige des Klosters zu besehen. Wenn wir nicht vorher gewußt hätten, daß keine Geistlichen mehr drin waren,² so hätten wir glauben müssen, durch Zauberei plötzlich aus dem Kloster St. Gallen weg versetzt zu sein. Beim Herumwandeln in den langen,

¹ Johann Michael Fels (1761–1833), evangelischer Geistlicher, Professor der Theologie am Kollegium in St. Gallen, Mitglied des Erziehungsrates.

² Schon vor dem Einmarsch der Franzosen hatten sich die meisten Konventualen nach Österreich geflüchtet, und im Lauf des Jahres 1798 hoben die helvetischen Räte das Gotteshaus des hl. Gallus mit allen andern Klöstern der Schweiz auf. Die meisten wurden später wiederhergestellt, in St. Gallen aber durch Beschuß des Großen Rates 1805 die Aufhebung bestätigt.

schönen Klostergängen sahen wir an verschiedenen Türen, worauf wohl ehemals ganz was anderes gestanden haben mochte, die Worte «Verwaltungskammer», «Chambre d'administration», «Kantons-Gericht» usw., und auf Zellen-Türchen «Präsident der Verwaltungskammer», «Président de la Chambre administrative», «Sekretariat» usw. Das Inwendige dieser Zimmer bekamen und verlangten wir nicht zu sehen. Mich hätte es nach einiger Durchsicht der merkwürdigen Manuskriptensammlung dieses Klosters gelüstet, aber – ils avaient cédé le pas aux bureaux de la nouvelle République – und hatten daran gar wohl getan!

Unsere Tischgesellschaft im Wirtshause bestand aus zwei italienischen Kaufleuten, einem Franzosen, dessen eigentlichen Beruf ich erst nachher erfuhr, da ich ihn von ungefähr auf der Rückreise in Wyl wieder antraf, und einem Memminger Passagier, der mir sagte, er reise etwas nach, das er äußerst begierig wäre, recht bald und ganz zu sehen. Leider aber mußte er auf diese beiden Wünsche Verzicht tun und mit stückweiser Ansicht und langsamer Befriedigung vorlieb nehmen. Worauf reiste er denn? Er negozierte eine gewaltige Summe Geldes, um die der Stadt Memmingen mit Zubehörde auferlegte Kontribution bezahlen zu können. Seine Laune war nicht die beste, da er auf dies Kapitel von vergeblichem Reisen zu sprechen kam. Yorik, Yorik,¹ die jetzigen Zeitumstände würden wohl deine Reisenden-Liste noch um einige Gattungen vermehren! Der Franzose sprach zu meiner großen Verwunderung nicht viel. Es war aber ein schon etwas älthlicher Mann. Die Italiener sprachen ihre uns unbekannte Muttersprache, von ihnen wüßte ich also Weiteres auch nicht zu sagen, als daß der eine von ihnen eine wahrhaft römische Physiognomie hatte und wohl als Original zu dem Germanicus-Kopf hätte sitzen können, den wir in manchen Ausgaben von Tacitus' Werken zu sehen bekommen.

Gleich von St. Gallen weg (welche Stadt wir nach dem Mittagessen verließen) schien es fast, als wenn uns die Sonne Unmöglichkeit, heute noch ins Appenzellerland zu kommen, aufbrennen wollte, so heiß schien sie. Mehr um uns ihren Strahlen ein wenig zu entziehen, als etwa aus andächtiger Neugierde gingen wir in die Kirche hinein, welche nicht weit vor der Stadt draußen bei dem sogenannten Klösterli² steht. Ward aber durch den Eintritt in diese Kirche dem Sinn des Gefühls zu viel geschmeichelt, so mußten die Ohren dafür büßen! Erbärmlichere Kirchenmusik, als die, welche die Nonnen in dieser Kirche machten, hab ich mein Lebtag in keiner Kirche gehört, die Vokalmusik ausgenommen, die ehemals Sonntag nachmittags in der Kapelle in Schaffhausen zu hören war, wenn Kinder-

¹ Yorik, Held der «Empfindsamen Reise durch Frankreich und Italien», von Lawrence Sterne (1768).

² Notkersegg, Franziskanerinnenkloster oberhalb der Stadt St. Gallen.

lehre gehalten wurde. Die Art, mit welcher eine von den Nonnen die Orgel spielte, war des Gesangs der andern völlig würdig. Wir retteten uns bald wieder und hielten uns nun nirgends mehr auf, bis wir unten an dem Berge, den man Vögelseck nennt, angekommen waren. Auf dem Wege hatten wir eine Zeitlang einen lustigen Bauern zur Gesellschaft, der uns die Sonne minder heiß und den Weg minder bergigt zu machen schien, so frisch gings vorwärts.

6. *Im Appenzellerland*

Und als wir nun oben auf *Vögelseck* angekommen waren und auf dem Bergrücken hin und herwandelnd auf der einen Seite die ganze Landschaft Thurgau, das Toggenburg, einen Teil des Kantons Zürich, die schwäbischen Gegenden, den Bodensee mit seinen reizenden Ufern und auf der andern Seite ins Appenzellerland hinunter und die Gebirgskette Sentis – ein uns ganz neuer Anblick – sahen, da waren unsere Blicke trunken vor Freude. Wer ein fühlendes Herz hat, wenn ihn Sorgen drücken innert den engen Mauern städtischen Aufenthalts, der fliehe

den atemraubenden Aushauch
von goldenen Kerkern der Städte,

besteige einen hohen Berg, und er wird freier atmen; sein Geist, entledigt von der drückenden Last irdischer Sorgen, wird sich hinaufschwingen zu dem, dessen allgegenwärtige Liebe ihn hier mächtig ergreift.

Nachdem wir uns ziemlich lange an der herrlichen Aussicht erlabt hatten, trieb uns freundschaftliches Verlangen, bald bei unsren lieben Verwandten Sonderegger zu sein, hinunter ins Tal. Wir kamen durch einen Fußsteig über herrlich grünende Wiesen in den *Spicher*. Ein Anschlag, die lieben Freunde, bei welchen wir einkehren wollten, zu überraschen, mißglückte uns; denn schnell erkannte mich Frau Sonderegger, da ich anklopfte und verstellter Weise um einen Zehrpfennig bat. Ihr Gatte war abwesend; sie sandte sogleich einen Boten, ihm unsere Ankunft zu melden. Unterdessen war die gute Hauswirtin, trunken vor Freude über die Gegenwart meiner Frau, ihrer besten Jugendfreundin, beschäftigt, uns zu erfrischen. Die Gesellschaft ward durch zwei Mädchen vermehrt, deren eine, Mademoiselle Tobler, die Tochter von dem ehemaligen Arzt Tobler in Hauptwyl ist, nach dessen Tod sich seine Gattin mit ihren Kindern in den Spicher begab. Die Wohnung der Freunde Sonderegger (wenn ich Ihnen diese beschreibe, so kennen Sie alle andern von diesem Orte und fast alle, wie man mir sagte, im ganzen Appenzellerland) ist ganz von Holz aufgebaut und, was dem Äußern ein liebliches Ansehen gibt, die ganze Face ist mit Baumspalier bedeckt. Das Inwendige der Zim-

mer, mit der größten Reinlichkeit unterhalten, die Tische, Bänke, Gesimse von Tannenholz, daneben die nußbraunen geglätteten Wandschränke mit den schönen großen messingenen Schlossern, tun dem Auge außerordentlich wohl. Alte Sitten-einfalt unserer Voreltern, häusliche Ordnung mit allen dich begleitenden Freuden, Glückseligkeit bei eingeschränkten Bedürfnissen, wo fühlt man sich heutzutage euch wieder näher gerückt, als in solchen Wohnungen, wo einfacher Geschmack neben Reinlichkeit herrscht! Nur eins ist sehr unangenehm bei diesen hölzernen Häusern, nämlich das Gepolter, welches auch nur geringe Bewegung in den obern Stockwerken verursacht. Wer sich dessen nicht gewohnt ist, wird dadurch gewaltig erschreckt oder hält die, welche über seinem Kopfe gehen, im Verdacht großer Plumpheit im Gange.

Herr Sonderegger hat zwei Kostgänger, einen jüngern, Sulzer von Azmoos, und Herrn Tobler. Eigentlich sind sie nur Hausgenossen, denn sie führen eine eigene Haushaltung für sich und besorgen selbst ihre Küche. Was sie bezahlen, ist nur der Hauszins, welches bei der übermäßigen Größe des Mietzinses für solche Wohnungen im Spicher einige, aber nicht viele Erleichterung für Herrn Sonder-egger ist. Das Häuschen, worin er wohnt, kostet jährlich 70 fl. Hauszins. Das größte und schönste Haus im Spicher ist das, welches Herr Schläpfer, ein Schwager von Herrn Gonzenbach im Kaufhaus in Hauptwyl, bewohnt.

Man sieht es ihm von außen an,
daß in ihm wohnt ein reicher Mann.

Nämlich im Spicher sieht man ihm das an, in Mannheim zum Beispiel würde es sich wohl nicht in eine Hauptstraße schicken. Kirchhofer und ich hatten einen Besuch bei diesem Herrn Schläpfer abzustatten. Wir taten es und gerieten unter eine Menge Gaiser Kurgäste, welche gerade bei ihm auf Besuch waren. Das trieb uns bald wieder weg, denn wir suchten nicht große Gesellschaft. Da Herr Sonder-egger noch nicht zurückgekommen war, so wollten wir ihm entgegengehen. Wir machten uns auf den Weg gegen die Landstraße zu, die über Trogen nach Gais führt, woher er kommen sollte. Den Zweck, ihn anzutreffen, erreichten wir nicht, machten aber bei dieser Gelegenheit einen sehr angenehmen Spaziergang. Wir kamen bis nahe auf Trogen zu, einem wohlgebauten, durch die Landsgemeinden berühmten und durch kaufmännische Industrie blühenden Ort. Der Sonnenuntergang und die mit ihm eintretende Kälte der Luft trieben uns nach Haus zurück. Für den, welcher es nicht gewohnt ist, ist die Abendluft in diesen bergigen Gegenden sehr empfindlich, könnte sogar von schädlichen Folgen für ihn sein, wenn er sich nicht dagegen verwahrte. Bald nach unserer Zuhausekunft fand sich unser Hauswirt, Herr Sonderegger, auch ein, ein braver, redlicher, beschei-

dener junger Mann, der durch eigenen Fleiß und Neigung zu wissenschaftlichen Dingen sich Kenntnisse sammelte, die ihn aus dem Standpunkt, woren ihn Geburt und häusliche Umstände gesetzt hatten, heraushoben. Ein paar Reisen nach Deutschland, wozu er Gelegenheit bekam, vermehrten seine Kenntnisse und seine Neigung, sich mit Jugendunterricht zu beschäftigen. Dies ist nun seine Beschäftigung im Spicher, welche ihn aber durch die geringe Wertschätzung bessern Unterrichts für ihre Kinder von Seite der Eltern und durch daraus entspringende Nachlässigkeit der Kinder sehr unangenehm und daneben sehr wenig einträglich gemacht wird. Wir begaben uns zur Ruhe, nachdem wir vorher beim Nachtessen das erfreuliche Versprechen von unsren lieben Hauswirten bekommen hatten, daß sie am folgenden Morgen mit uns gehen und uns bis nach Herisau begleiten wollten.

Am 26. Julius ging die Reise zeitig an, freilich nicht so früh, daß wir nicht so gleich die Wirkung der brennenden Sonnenstrahlen empfanden; indessen ward uns dies durch den beständigen kühlen Wind, der immer auf den Bergen herrscht, sehr erleichtert. Wir bestiegen den sogenannten Horst, auf dessen Rücken wir immer der schönsten malerischen Aussicht genossen, bis wir in den sogenannten Tüffer Tobel – er führt seinen Namen von dem am Fuße des Berges liegenden Dorfe *Tüffen* – hinuntersteigen mußten. Die Täuschung, mit welcher diese Tobel den Wanderer gleichsam vexieren, vermehrt noch das Mühsame und Unangenehme des Herab- und Wiederhinaufsteigens. Man nähert sich denselben, ohne sie zu ahnen; jenseits liegt etwa ein Ort, nach welchem man hin will, und nach welchem man besonders Verlangen hat, wenn die müden Glieder Ruhe und der Magen Erfrischung verlangt. Ha! denkt man, in einer kleinen halben Stunde bin ich dort! – und der ermüdende Tobel macht daraus eine oder anderthalb Stunden! Der Tüffer Tobel indessen belohnt sehr für die Mühseligkeit des Herabsteigens durch den pittoresken Anblick, den er gewährt, wenn man unten auf der Brücke steht, welche über den Waldstrom führt, der beide Höhen von einander trennt. Die ungeheuren Felsenmassen zu beiden Seiten, das felsige Bett des Stroms, auf dem sich die Wellen schäumend brechen, machen den Anblick grausend schön. Und wie sehr muß dies nicht noch vermehrt werden, wenn das Wasser groß genug ist, um den Fall zu bilden, der sich von der Anhöhe herab in den Strom stürzt? Wir sahen nur die trockene Felsenwand, über welche er hinabfällt.

Da wir aus diesem Tobel wieder hinaufgestiegen waren, so hatten wir bald das Dorf erreicht, welches *Auf Stein* heißt. Unsere erste Anfrage war hier nach dem Wirtshaus. Herr Sonderegger und Frau gingen zu dem ihnen bekannten Pfarrer an diesem Ort. Wir waren also über Mittagessen getrennt. Der Wirt ließ sich nicht sehen, aber seine Anwesenheit bei Haus ward uns merkbar gemacht

durch die verschiedenen Gäste männlichen und weiblichen Geschlechts, welche sich nach und nach in der Wirtstube versammelten. Von Zeit zu Zeit entfernte sich einer aus der Stube, und wann er wieder zurück kam, gab's Gratulation von Seite der Anwesenden, woren ich dann immer mit einstimmte, sobald ich wußte, daß dem Beglückwünschten während seiner Abwesenheit aus dem Zimmer von dem Wirt sei zu Ader gelassen worden. So erfuhren wir auch, daß der Wirt Arzt für dieses Dorf und die umliegende Gegend ist, und daß er daher von den Patienten, welche in Person kommen, seines Rats zu pflegen, doppelte Honoranz zieht. Denn bis Audienz erteilt werden kann, sorgt die Frau Doktorin als Wirtin sogleich für Zeitvertreib mit dem – Weinglas. Ich hatte viel Spaß mit der Doktorin-Wirtin, besonders da ich merkte, daß sie, mißtrauisch in meine eigentliche Denkungsart, sehr zurückhaltend sein zu müssen glaubte in ihren Antworten auf Fragen, welche den Gang der Revolution an diesem Ort und den Aufenthalt der Franken daselbst betrafen. Im ganzen aber tat mir die Bemerkung, welche ich an allen Orten, wo wir im Appenzellerland hinkamen und zur Unterhaltung mit den Einwohnern Gelegenheit hatten, zu machen gezwungen ward, sehr wehe, nämlich daß auch da, wo ich die naivste Äußerung des Unwillens über das, was die Schweizer seit ein paar Jahren unwillig machen mußte, erwartet hatte, zwangsvolle Zurückhaltung in den Reden mit lähmendem Glauben an die Übermacht, an das Allvermögen der Unterdrücker verbunden, dem Volke großenteils seine Originalität und seine Kraft nimmt.

Nach dem Mittagessen kamen Herr Sonderegger und Frau nebst dem Pfarrer von Stein, uns abzuholen. Letzterer geleitete uns noch einen guten Strich Wegs, und wär's nicht Sonnabend gewesen, so hätte er den ganzen Weg bis nach *Huntwyl*¹ mit uns gemacht. Ehe wir nach diesem Ort kamen, hatten wir noch die Freude, in einen Tobel hinabzusteigen; indessen war dies einer der geringsten unter denen, welche auf der Reise unsere Füße prüften. Die Aufnahme in Huntwyl im Pfarrhause, wohin wir sogleich unsren Weg nahmen, war so freundschaftlich, daß wir alle Müdigkeit vergaßen und mit der muntern Laune unseres gütigen Hauswirts gleichen Schritt halten konnten. Sie kennen Herrn Pfarrer Meyer, ehemals Vicarius in dem Dorfe Merishausen in unserm Kanton. Bei dem logierten wir. Er hat einen Vetter bei sich im Hause, Seckelmeister Meyer, welcher Herrn Pfarrers ehemalige Haushälterin, eine Mitbürgerin von uns, geheiratet hat. Dies ist der Mann, an welchen ich schon oben dachte, da ich Ihnen sagte, ich hätte ein Pendant zu dem Tischler in Hauptwyl noch auf der Reise angetroffen. Bei Herrn Seckelmeister Meyer ist's bloß Liebhaberei zu solcher Arbeit, welche

¹ Jetzt schreibt man Hundwil; aber die Form mit Hunt – ist nach Zellweger die richtige.

seine Talente ihm von selbst anwiesen, die ihn so weit gebracht hat in der Tischler- sowohl als in der Drechslerkunst. Der in Hauptwyl ward zum Tischler bestimmt und studierte darauf, würde man in der gelehrten Zunft sagen. Hingegen Seckelmeister Meyer trieb immer schon Landbau, und nur in den Erholungsstunden beschäftigte er sich mit solchen Arbeiten. Er zeigte uns verschiedene wohlgemachte Stücke von beiderlei Arbeit und besonders zeigten sich seine vorzüglichen Anlagen in einer sehr bequemen Dreh-Maschine, welche er selbst verfertigt hatte. Schade nur ist, daß er das, was zu seinen Arbeiten, Schränken usw. an Maserarbeit erforderlich war, auch selbst machen wollte. Denn hierin stand ihm Wissenschaft und Geschmack so wenig bei, daß das Auge nur mit Mißbehagen auf diesen Arbeiten verweile. Daneben scheint er der beste Mann von der Welt, dem es aber so wenig, als seinem Vetter Pfarrer an jenem Appenzeller Witze fehlt, mit welchen sie die treffendsten Anmerkungen zu machen, die kräftigsten Repartien zu geben wissen. Das Pfarrhaus ist sehr geräumig und gut gebaut. Es enthält in sich außer der geräumigen Wohnung des Pfarrers die ehemalige Ratstube, jetzt Versammlungsort des Distrikt-Gerichts, und ein paar Gefängnisse. In der erstenen waren mir die prächtigen Glasmalereien in den Fensterscheiben und ein paar mächtige Schwerter, die als Sinnbilder der Gerechtigkeit an der Wand aufgehängt sind, besonders merkwürdig.

Gerade dem Pfarrhause gegenüber liegt die Kirche; der ziemlich große Platz dazwischen diente ehemals zur Versammlung der Huntwyler Landsgemeinde.¹ Nach den Erzählungen des Herrn Pfarrer Meyer waren besonders die zwei letzten Landsgemeinden eine schreckliche Nachbarschaft für das Pfarrhaus. Es schmerzte mich, von ihm zu hören, wie Parteigeist und Rachsucht hier wüteten, mordeten sogar und die Stätte gleich vor der Kirche mit Blut besudelten.²

Sonst schien mir die Einwohnerschaft dieses Dorfes wenigstens dem Betragen derer nach, welche ich beobachten konnte, ein Volk treuherzigen Schlages. Herr Pfarrer Meyer ging mit uns etwas im Dorf herum spazieren, wo denn allenthalben der «ehrwürdige Herr Pfarrer» sehr ehrerbietig-freundlich begrüßt wurde von Mann, Weib und Kindern. Besonders freundlich und gutmütig schien mir eine Musselineweber-Familie, zu welcher uns Herr Pfarrer führte, und bei welcher wir sehr schöne Arbeit zu sehen bekamen. Ehe wir aber den Spaziergang, von dem ich hier spreche, machen konnten, wurden wir von den lieben Reisegefährten getrennt, die aus dem Spicher mit uns hieher gekommen waren und im Sinn gehabt hatten, uns noch bis nach Herisau zu begleiten. Es kam ein Brief von Herrn

¹ Durch die helvetische Verfassung waren die Landsgemeinden aufgehoben worden.

² Hundwil wurde 1798 zweimal von den französisch Gesinnten aus Herisau überfallen, wobei es Tote und Verwundete gab.

H. von E., dem Bruder der Frau Sonderegger, welcher die Ankunft dieses Bruders im Spicher und zugleich die Notwendigkeit seiner baldigen Wiederabreise meldete, wodurch Herr Sonderegger und Frau genötigt wurden, sogleich nach Haus zurückzukehren. Wir begleiteten sie wieder bis in den Tobel hinunter, der vor Huntwyl draußen ist, machten dann den Spaziergang durchs Dorf, von dem ich schon sagte, speisten hierauf munter zu Nacht und schliefen dann wacker drauflos bis an den schönen Morgen des 27. Julius, wo wir Huntwyl verließen. Herr Pfarrer, seine zwei Kinder, ein gutmütiger Knabe und ein witziges Mädchen, und Frau Seckelmeister Meyer nebst ihrem Mann begleiteten uns. Die ersten gingen mit bis in den tiefen Huntwyler Tobel¹ – den Herrn Pfarrer ausgenommen, welchen die Kirche früher wieder zurückrief – und Herr Seckelmeister Meyer gab uns aus Güte und Sorgfalt das Geleit noch bis weit über den Berg, den wir zu ersteigen hatten.

Fast bis auf *Herisau* zu ist die Aussicht, welche man auf diesem Wege hat, sehr offen und schön, und man freut sich, am Ende eines so lieblichen Spaziergangs in den schönen Flecken einzugehen. Weil wirklich Gottesdienst gehalten wurde, so war es in den Straßen sehr stille. Wir kamen auf einen großen Platz, an der Kirche vorbei, worin wir predigen hörten. Die Neugierde zog uns hin, und da fanden wir dann die Ursache von der Stille und Leerheit an Menschen, die im Flecken herrschte. Die Versammlung in der Kirche war sehr zahlreich und schien in stiller Aufmerksamkeit mit großer Andacht den Prediger anzuhören, der auch wirklich, wenn das Ganze zu dem Teil paßte, den wir anhörten, eine sehr erbauliche Predigt hielt. In *Goßau* – einem als Brennpunkt der Landschaft St. Galler-Revolution berühmten und sich des Besitzes von Künzli,² dem Demagogen, rühmenden Dorfe – hatten wir wieder Gelegenheit, am nämlichen Morgen einen Teil von einer Predigt zu hören, von einem katholischen Pfarrer. Über Stückwerk läßt sich nicht urteilen; vielleicht war dies der historische Teil des Vortrags dieses Geistlichen, und der ist manchmal nicht der erbaulichste an einem Tage, wo ihnen Legenden Stoff zum Predigen geben.

7. Rückkehr nach *Hauptwil*

Vor Goßau draußen erfrischten wir uns in einem heitern Wirtshause, von wo dann die paar Stunden nach Hauptwyl mit ziemlicher Leichtigkeit zurückgelegt

¹ Über diese wilde Schlucht der Urnäsch schwingt sich seit Herbst 1925 mit gewaltiger Spannweite die 220 m lange und 74 m hohe Hundwilertobel-Brücke.

² Johannes Künzle (1749–1820), ursprünglich Metzger und Postbote, trat 1793 an die Spitze der Unzufriedenen in Goßau, wurde dann Führer der Bewegung in der Alten Landschaft gegen das Stift St. Gallen, war Landammann der Landschaft St. Gallen, Präsident der Verwaltungskammer des Kantons Säntis, aber nach seinem Sturz von 1803 an wieder Bote.

wurden. Hier kehrten wir fröhlich wieder ein und wurden ebenso fröhlich wieder empfangen. Unser Aufenthalt in Hauptwyl dauerte noch bis den 30. Julius, welche Zeit wir ebenso vergnügt verlebten, als die ersten hier zugebrachten Tage. Nachmittags wurde ausgeruht und von der Wanderung ins Appenzellerland erzählt, abends war Gesellschaft im obern Schloß, in welcher wir uns den Abend durch im Schloßgarten ziemlich vergnügten. Den 28. Julius, nach einem mit traulicher Unterhaltung bei Hause, darauf einem Spaziergang im Walde zugebrachten Vormittage, gingen wir nachmittags nach Bischofszell, wohin wir eingeladen waren zu Herrn Doktor Scherb.

Das Vergnügen des Abends, welchen wir da im Kreise eines Teils der Scherb-schen Familie, in welchem sich auch der würdige Vater, Herr Unterstatthalter, befand, zubrachten, ward noch vermehrt durch artigen Gesang beim Klavier, mit dem uns Frau Doktor in Gesellschaft einer ihrer landsmännischen Freundinnen, welche bei ihr auf Besuch war, bewirtete. Abends ziemlich spät gingen wir – doch nein! ehe ich vom Weggehen rede, muß ich noch eines Papageis erwähnen, den Herr Doktor Scherb in dem Zimmer hat, worin wir waren, einer sonderbaren und lustigen Anekdoten wegen, welche er mir von ihm erzählte. Sein Bruder hatte den Papagei in Lyon gekauft, erst vor einigen Jahren. Unter der vorigen Regierung in Frankreich war der Vogel von seinem ehemaligen Herrn abgerichtet worden zu rufen: «Vive le roi!» Der Contrebande-Ausruf konnte ihm unter der neuen Konstitution nicht abgewöhnt werden. Herr Scherb war in großer Verlegenheit, da er ihn mit in die Schweiz nehmen wollte; er fürchtete, der Vogel möchte auf der Reise diese Worte plappern und ihm dadurch Verdruß zuziehen. Aber nein! er schwieg und zeigte, so lange sie auf Frankreichs Boden waren, seine Kunst nicht. Als er über die Grenzen und in der Schweiz war, da fing er wieder damit an und fährt fort bis auf den heutigen Tag.

Der Vormittag des 29. Julius ging vorüber mit Abschiedsbesuchen im obern Schloß, bei den Herren Brunschweiler in den Fabriken und bei Herrn Tschudi, einem Glarner. Von letzterem aber wollten wir uns noch nicht verabschieden, sondern baten ihn, uns zu erlauben, den Nachmittag für ein Stündchen uns an seinem Klavierspiel zu ergötzen, von welchem Kirchhofer uns viel Rühmens gemacht hatte. Der gefällige Herr Tschudi entsprach unsren Wünschen, und das Vergnügen, welches wir genossen, zeigte uns, daß Kirchhofer gar nicht zu viel gesagt hatte. Ernste und muntere Stücke spielte er mit großer Fertigkeit und – was weit mehr ist – mit Gefühl. Ein paar Romanzen von Bürger,¹ wo auch die Musik nicht für jede Strophe die nämliche, sondern wie es sein soll, allemal dem Sinn der

¹ Gottfried August Bürger, der Dichter der Lenore (1747–1794).

Worte angepaßt ist und also immer abwechselt, spielte er meisterhaft und mit besonderm Ausdruck. Ungerne so bald, aber sehr dankbar verließen wir ihn und sein Klavier. Das Glück wollte uns wohl: wir hatten abends wieder die Freude, ihn spielen zu hören. Herr Gonzenbach im Kaufhaus erwies uns die Höflichkeit, uns noch den letzten Abend zu sich einzuladen und denselben in seinem schönen Garten bei ihm en famille zuzubringen. Es war ein gar lieblicher Abend. Herr Tschudi spielte in einem untern Zimmer, dessen Fenster auf den Garten gehen, auf dem Klavier und sang zuweilen dazu, währenddem wir alle draußen im Freien saßen und da der schönen Musik uns freuten. Mit einem Bataillen-Stück machte er den Anfang, wofür ich aber, ich muß gestehen, nie Sinn hatte; denn es geht mir mit den darin notwendig vorkommenden öfters Abwechslungen, wie's mir mit schlechten Zeichnungen geht, bei denen man vorzu sagen oder darunter schreiben muß, was sie bedeuten – und mit einem echt komischen Lied von Blumauer¹ an die Sonne endigte er, so lange wir draußen uns aufhalten konnten. Da uns die Nacht ins Zimmer trieb, so regalierte er uns noch mit mehreren lustigen Liedern, die uns denn noch in den Ohren klangen, als wir den 30. Julius morgens früh von Hauptwyl abreisten. Unsere Geschwister gaben uns das Geleite bis nach Wyl, damit wir noch einen großen Teil des Tages vergnügt miteinander zubringen könnten, und Mademoiselle Kirchhofer, welche länger in Hauptwyl bleiben wollte, begleitete uns auch eine kurze Strecke weit. Es war ein schöner, lieblicher Morgen, und dies, verbunden damit, daß wir unsere Geschwister noch bei uns hatten, ließ uns vergessen, daß wir der Abschiedsstunde immer näher rückten. Die schöne Aussicht, welche man auf der Straße von Büren nach Wyl hat – ich sprach schon früher davon – machte uns diesmal nicht so viel Vergnügen, wie das erste Mal. Der Anblick der entsetzlichen Tröckne und ihrer entsetzlichen Wirkungen allenthalben tat unsren Augen weh. Im Wirtshaus in Wyl brachten wir noch einige vergnügte Stunden miteinander zu, dann hieß es: Es muß geschieden sein!

8. Immer wieder Franzosen!

Beide Parteien, die, welche wieder gegen Morgen, und wir, die wir gegen Abend zogen, erwarteten für ganz gewiß und waren's noch dazu zum voraus sehr zufrieden, vom Regen benetzt zu werden. Die Erde lechzte so sehr darnach allenthalben, wo wir unsere Augen hinwendeten. Der Himmel schien sich ihrer erbarmen zu wollen – aber ach! es geschah so wenig damals, als noch lange nach-

¹ Johann Aloys Blumauer (1755-1798), Verfasser einer bekannten Travestie auf Virgils Aeneis.

her. Er überzog sich mit Wolken, die von einem Winde hin und her gejagt wurden, welcher Regen herbeiführen zu wollen schien; aber alles dies blieb nur Anschein. Wir waren noch keine halbe Stunde weit vor Wyl draußen, als wir hinter uns Franzosen sprechen hörten. Keine Gesellschaft verlangten wir weniger, als gerade diese. Beim Zurücksehen erblickten wir fünf elend gekleidete Soldaten ohne Gewehr, welche auf der Landstraße daherkamen und unsern Weg zu nehmen schienen. Dies ward mir auch als gewiß kund getan, da einer von ihnen mir einen Wisch Papier vorwies, mit der Bitte, ihm das darauf Geschriebene zu – verdeutschen, hätte ich bald gesagt – eigentlich ins Französische zu übersetzen, denn es war Deutsch. Aber wahrlich, ich mußte es erst verdeutschen, der Handschrift sowohl als des Stils wegen. Es war ein Einladungsbillett an die Munizipalität in Münchwyl,¹ diesen fünf Mann Nachtquartier zu schaffen, an letzterem Orte sowohl als in dem dazu gehörigen Dorfe Oberhofen. Ich sagte ihnen, daß sie in zwei Dörfer, die ein klein wenig von einander entfernt seien, einquartiert würden, dem Billett nach. «Il faut arranger cela de manière que nous restions tous ensemble au premier village», sagte gleich der eine, welcher den Ton zu geben schien bei den andern. «C'est bon, c'est bon!» und damit gingen sie vorwärts. Wir ließen sie ziehen, waren sogar weniger eilig, damit sie einen guten Vorsprung gewinnen möchten. Aber es half alles nichts: Gerade der, welcher mir eben nicht zu unserer Sauvegarde geschaffen schien, wenn etwa die andern die Lust zum Plündern angewandelt hätte, mußte noch unser Reisecompagnon werden. Seine Toilette, die er auf einem Rasenbord machte, hielt ihn so lange auf, daß wir ihn wieder einholen mußten, auch wenn wir Schneckengang gegangen wären.

Nun gab's Gespräch, ich erfuhr, bis wir in Münchwyl angelangt waren, daß der Citoyen, mit welchem ich die Ehre hatte zu gehen, bei Massénas Armee in Italien gewesen sei, daselbst viel gehungert und gedürstet habe, oft halbnackend gewesen sei, sich viel und oft mit den «Ggeiserligg» herumgeschlagen und sich endlich von ihnen fangen lassen habe, und nun, da er ausgewechselt worden sei, sich auf der Rückkehr nach Frankreich befindet, und daß er glaube, dort bleiben zu können, weil der Friede gewiß werde gemacht werden; denn wenn der Kaiser nicht Frieden mache, so sei er f...! Ich ließ das gut sein, wies ihnen – denn vor Münchwyl draußen hatten die andern auf uns gewartet – im Dorfe das Haus des Präsidenten der Munizipalität, wünschte ihnen gutes Nachtquartier und war froh, wieder mit meiner Reisegefährtin allein zu sein. Es war dann wirklich ein herrlicher Spaziergang, den wir noch zu machen hatten bis nach Elgg, und wir konnten uns der Gunst des Himmels rühmen: So lange die Sonne uns hätte be-

¹ Münchwilen war zur Zeit der Helvetik und der Mediation schon Munizipalgemeinde.

schwerlich sein können, war sie hinter Wolken verborgen; sowie wir aber gegen Elgg zu kamen und sie, teils weil wir vor ihren Strahlen in Sicherheit waren, teils weil es schon ziemlich spät am Abend war, nicht mehr zu fürchten hatten, kam sie wieder hervor, um uns noch den Genuß eines schönen Sonnenuntergangs zu schenken.¹

In der «Meise» in *Elgg*, wo ich vorher schon ein paar Mal gewesen war, traf ich den dasigen Wirt, einen ehemaligen Ratsherrn von Elgg, nicht an. Er befand sich der Wiederherstellung seiner Gesundheit wegen im Girenbade. Auch der Gerichtsherr Werdmüller,² mit dem ich vor ein paar Jahren hier Bekanntschaft gemacht hatte, dessen romantisch gelegenes Schloß nicht weit von Elgg ist, war nicht da. Damals trieben diese beiden Herren großen Spaß mit einer Stube voll Pilgrimme, welche von Einsiedeln kamen. Welche Veränderung seit der Zeit! Die ganze Revolutionsgeschichte in unserm Vaterlande reihte sich schnell in meinen Gedanken aneinander zwischen den beiden Endpunkten vor 3 Jahren hier im Wirtshause in Elgg, Einsiedler Pilgrimme und jetzt französische Soldaten! Nicht daß wir wirklich Franzosen hier gesehen hätten; aber eine lustige Magd im Hause, die da am Spinnrocken saß, unterhielt uns so viel mit Erzählungen von Grenadiers und Füsiliers, deren gebrochenes Deutsch sie nachahmte, daß es uns war, als sähen wir sie vor uns. Die Müdigkeit von der Reise hinderte uns übrigens, lebhaften Anteil an dieser Unterhaltung zu nehmen; wir hielten uns für berechtigt, der Ruhe zu pflegen. Denn von denen, die in der Wirtstube waren, dachten wir, hätte keiner so weiten Weg schon gemacht heute, als wir! Aber bald wurden wir in Schatten gestellt. Es traten ein paar Männer mit einem Weibe ins Zimmer, die auch sogleich nach den Bänken und Stühlen sich umsahen. «Diese sind wohl auch marschiert heute», dachte ich, «vielleicht so weit, als wir.» Und sie sagten uns, sie kämen heute von Rheineck, hatten also gerade doppelt so viel Weg zurückgelegt, als wir, und noch etwas darüber. Wir getrauten uns fast nicht mehr, müde zu scheinen, und gingen uns verbergen.

Da wir am 31. Julius frühe wegzugehen im Sinn hatten, um so zeitig als möglich in Illnau zu sein und der Sonne etwas abzugewinnen, so war ich bei guter Zeit in der Wirtstube, um das Frühstück bereiten zu lassen. Währenddem ich mich, meine Reisegefährtin erwartend, mit Schreiben unterhielt, rasselte ein Säbel dem Boden nach zur Türe herein. Ich sah aufwärts nach dem, der ihn nach-

¹ Damals ging der Weg von Münchwilen nach Aadorf - Elgg noch nicht über Eschlikon - Guntershausen, sondern über den Tuttwiler Berg, an Ragatz und Obertuttwil vorbei, mit schöner Aussicht.

² Das Geschlecht der Werdmüller von Zürich besitzt seit 1715 das Schloß Elgg und hatte damit bis 1798 die Gerichtsherrschaft über Elgg inne. Der Bekannte Maurers war Johannes, genannt «Marquis» (1725-1801), der 1788 Gerichtsherr geworden war.

schleppte; es schien mir der Kleidung nach auf den ersten Anblick ein Unteroffizier vom 4. französischen Husarenregiment. Sein «Bonjour!» bestärkte mich darin; aber bald, da ich an der Aussprache merkte, daß er ein Deutscher sei und deswegen deutsch mit ihm sprach, ward ich belehrt, daß er nicht den Mars, sondern den Merkur zum Schutzgott habe. Er reiste in Geschäften für ein Kaufmannshaus in Trogen, wo er her war. Der Appenzeller ward dann so kenntlich und merkbar in seinem ganzen Wesen, daß ich mich selbst verwundern mußte, wie ich ihn nur einen Augenblick für einen Franzosen hatte halten können. Aber der Schnitt des blauen Kleides und der rasselnde Säbel hatten meine Einbildung irreführt. Er ward uns übrigens zur Beruhigung gesandt, dieser Commis in Husarenkostüm, und war Ursache, daß wir einen nähern und bequemern Weg nach Illnau kamen. Man hatte uns den Tag vorher mit der Nachricht, es würden diesen Morgen früh auf der Landstraße von Winterthur nach Elgg 800 Mann Franzosen marschiert kommen, zu dem Entschluß genötigt, übers Girenbad nach Illnau zu gehen. Dieser Kaufmann nun, der gerade von Winterthur kam, versicherte mich, daß kein Mann daselbst angekommen und keiner auf der Landstraße zu sehen sei. Wir gingen also sehr vergnügt von Elgg weg und kamen auf der schönen Landstraße nach Grüzen – in welcher Gegend ungefähr wir das Vergnügen hatten, die Citoyens wieder anzutreffen, denen ich den Abend vorher ihr Quartier gewiesen hatte. Zum Glück aber führte sie ihre Marschroute hier geradenwegs auf der Landstraße fort nach Winterthur; wir hingegen mußten linksab auf Sähen (oder Seen) zu, um von da ins Leisental¹ und nach Kyburg zu kommen. Der Weg ins Leisental von diesem Dorfe weg ist ganz dazu gemacht, die angenehmste Erholung und Erquickung, welche man daselbst findet, doppelt schmackhaft finden zu machen. Das viele Herauf- und Herabsteigen auf dem rauhen Wege ermüdete uns sehr. Da wir endlich im Tale anlangten, wurden wir schon durch den frohen Anblick der kornbeladenen Felder erquickt, auf welchen wir fröhliche Schnitter beschäftigt sahen, und dann erlaubte uns die gute und freundliche Bewirtung unter dem Dache des Meierhofs im Leisental, worauf jetzt ein gewisser Herr Hagemacher von Winterthur ist. Das sonst entsetzlich mühsame Steigen von hier bis nach dem Schlosse Kyburg hinauf ging nun ziemlich gut von statten. Wir hielten uns droben gar nicht auf. Im Schlosse wohnt niemand mehr; es soll überhaupt durch Plünderung – nicht sowohl von fremden Militärs als von einheimischen Schelmen – in ganz unbewohnbaren Zustand versetzt sein. Manche Rückerinnerung an ehemals hier verlebte vergnügte Tage machten mir's bei der gegenwärtigen Veränderung der Dinge nicht nur leicht, sondern notwendig, so schnell als möglich durch diesen Ort und von ihm wegzukommen.

¹ Linsental heißt das Tal der Töß zwischen dem Eschenberg und der Höhe von Kyburg.

Die Aussicht, welche man vom Kyburger Berge herunter auf der Seite gegen *Illnau* zu hat, erheiterte wieder etwas mein Gemüt, welches traurigen Gedanken nachhängen wollte. Sie erstreckt sich über die ganze Gegend, innert welcher der Gryffen- und der Pfeffikon-See liegen, von der einen und von der andern Seite über einen großen Teil des Kantons Zürich. Über First, Lokhusen¹ und bei der sogenannten Tal-Mühle vorbei, von wo die Geduld müder Fußgänger noch durch eine ziemliche Anhöhe, die bestiegen werden muß, geprüft wird, kamen wir endlich gleich nach Mittag in Illnau an, wo wir unsere Geschwister², die ihrer Berechnung nach uns erst auf den Abend erwartet hatten, sehr überraschten.

9. Pfarrhäuser im Zürichbiet

Es wird am besten sein, ich nehme auch hier wieder einen Tag nach dem andern, damit es kein *Hysteron proteron*³ in der Erzählung gebe. Den Nachmittag unserer Ankunft brachten wir ganz innert den Grenzen der Pfarrwohnung zu, bald im Garten, bald im Hause, wo's dann der Fragen und Antworten genug gab, um Stoff zu angenehmer Unterhaltung zu geben. Abends gingen wir nicht aus, sondern ließen uns in der Wohnstube von der untergehenden Sonne bescheinen und genossen ganz die Pracht dieses Anblicks, den ich wirklich noch in keinem Zimmer mit allen Wirkungen, welche der Untergang der Sonne hervorbringt, so vollständig schön gefunden habe, wie in der Wohnstube im Pfarrhaus zu Illnau. Den 1. August brachten wir den ganzen Vormittag im Freien auf der Wiese hinter dem Pfarrhause zu, die Frauenzimmer mit Arbeiten, ich mit Schreiben. Eben kein merkwürdiger Umstand. Er ward's aber einigermaßen dadurch für uns, daß wir in dieser Zeit auf der Wiese sein durften. Hätte die entsetzliche Tröckne nicht alles Gras, welches sonst um diese Zeit geschont werden muß, verdorret, so daß man allenthalben auf den Wiesen Spuren von dort gestandenen Kriegslagern zu sehen glaubte, so hätten wir nicht auf dieser Pfarrwiese sitzen dürfen.

Nachmittags machten wir einen Besuch in *Fehraltdorf* bei dem dortigen Herrn Pfarrer. Seit dem berüchtigten Gesetz, welches der achtundneunziger Jahrgang hervorbrachte, und den dadurch veranlaßten Petitionen, Debatten usw. darf man

¹ Luckhausen, zwischen Ottikon und Illnau.

² Andreas Keller (1765–1835) amtete 1794–1833 als Seelsorger in Illnau, nachher bis zu seinem Tode als Dekan und Antistes in Schaffhausen. Seine Gattin Maria Magdalena war Maurers Schwester.

³ Griechischer Ausdruck für die bei Homer häufig vorkommende Umstellung der zeitlichen Reihenfolge in der Erzählung.

wohl nie mehr lange raten, was der Hauptgegenstand einer Unterhaltung mit einem Landpfarrer, auf dessen Lage jenes Gesetz Einfluß hatte, gewesen sei.¹

Den Vormittag des 2. August brachte ich größtenteils mit vielem Vergnügen in der französischen Schule zu, welche mein Schwager Keller hält. Er gibt einer Anzahl junger Knaben von verschiedenem Alter Unterricht in der französischen Sprache und dies auf eine Art, daß sie zugleich auch in ihrer Muttersprache unterwiesen und mit vielen andern ihnen nützlichen wissenswürdigen Kenntnissen versehen werden. Ich bemerkte mit Verwunderung und Freude die guten Fortschritte, welche einige unter ihnen schon gemacht, mit welcher Überlegung sie Fehler, auf welche sie aufmerksam gemacht wurden, zu finden und zu verbessern wußten, und mit welcher Freimütigkeit und wie richtig manche unter ihnen schon sprachen. Man klagt – und mit Recht leider – so sehr über Verfall der Schulen, besonders auf dem Lande. Wenn nur statt müßigen Anstaunens großer, unausführbarer Pläne zu Schulverbesserungen im allgemeinen im einzelnen von jedem, der da kann, und da, wo ihn die Vorsehung hingestellt hat, gearbeitet würde! Es ist die herrschende Krankheit unserer Zeiten, das Ziel so hoch zu stecken, daß jeder den Bogen sinken läßt mit der Ausrede, sein Schuß reiche nicht dahin, welches der Trägheit gar gewaltig schmeichelt. Steckt man das Ziel mit Fleiß so hoch? Will man dies träge, untätige Stehen und Anstaunen? Man sollt's fast glauben. Genug, ich bin der Meinung, jeder, dem's drum zu tun ist, zu nützen, soll jenes hochgesteckte Ziel gar nicht achten, sondern für sich tun, und es wird ihm gelingen. Reden und schreiben, und wenn's noch so viel und noch so schön ist, hilft nichts (siehe Annalen der Geschichte Helvetiens seit 1798 auf allen Blättern!) – macht nur Betrüger und Faulenzer. Vom Einzelnen aus muß das Gute kommen, das die Umwälzung aller Dinge ganz gewiß – so läßt mich mein fester Glaube an eine Vorsehung hoffen – im ganzen für unser Vaterland bringen wird. Jeder schwatzt vom Ganzen und seiner Verbesserung, da er nicht weiß, wo angreifen, um zu helfen, und versäumt darüber das Einzelne, den Teil, zu dem er berufen ist, und wo er helfen könnte. So kann dann weder Gesetz noch Vorschlag noch Motive noch Plan noch Aufruf etwas frommen.²

Den Nachmittag machte ich mir die Freude, da mein Schwager viel Geschäfte

¹ Es wird sich um die Aufhebung der Zehnten und Grundzinsen handeln, wodurch die Pfarrer den größten Teil ihres Einkommens verloren.

² Die Erziehung war den führenden Männern der Helvetik, vor allem Minister Stapfer, geradezu eine Herzenssache. Stapfer führte nicht nur die allgemeine Schulpflicht ein, sondern dachte bereits an Arbeits- und Haushaltungsschulen, Handfertigkeitsunterricht, Mustergärten und Modellsammlungen, regelmäßige ärztliche Untersuchung der Kinder, Errichtung von Gymnasien und Industrieschulen. Die furchtbare Verarmung der ganzen Schweiz infolge der Kriege hinderte die Ausführung der Pläne.

hatte, an seiner Statt Schule zu halten, und brachte damit die Zeit wirklich angenehm zu bis ziemlich spät am Abend, dessen Rest dann noch einem hübschen Spaziergang gewidmet wurde. Der Sonntag vom 3. August ward vormittags mit Kirchengehen, nachmittags mit einem Schläfchen auf der Wiese, wobei der Gesang, der von der Kirche her aus den Katechumenen-Kehlen ertönte, Opiumwirkung äußerte – und abends mit einem Spaziergang nach Ottiken, einem zur Pfarrei Illnau gehörigen Dorf, wo wir mit Milch und Kuchen vortrefflich bewirtet wurden, zugebracht. Den 4. August verließen wir Illnau ziemlich frühe vormittags, um nach *Pfeffikon* zu gehen, wohin wir zu dem würdigen Herrn Dekan Escher¹ aufs Mittagessen eingeladen waren. Auf dem Wege dahin, der meistens über Wiesen geht, wenn man nicht der Landstraße folgt, ist weiter nichts Be- merkenswertes, als ein lieblicher Brunnquell, aus welchem ein kühles Wasser herauf gepumpt wird. Es ist ein gar artiges, gemaltes Häuschen darüber hingesetzt, auf welchem die Worte stehen aus Johannes 7, 37: «Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke.» Ein alter Bauer, welcher in dem Hause neben dem Brunnquell wohnt, pumpte uns mit patriarchalischer Gastfreundlichkeit Wasser. Das nur aus ein paar Häusern bestehende Örtchen, wo dieser Brunnquell ist, heißt «zum Speck».²

Im Pfarrhause in Pfeffikon trafen wir außer Herrn Dekan und seinem Sohn, Herrn Vikar Escher, nebst dessen Gattin noch die Tochter von Herrn Dekan mit ihrem Gatten Herrn Balber an, die sich, wie Sie wissen, sonst in Andelfingen in dem dortigen Schlosse aufgehalten hatten, nun aber durch die Umstände der Zeit, welche besonders auch in Andelfingen traurige Wirkung äußerten, bewogen worden sind, einen andern Aufenthalt zu suchen.

Ich verlebte einen angenehmen und nützlichen Tag in Gesellschaft des Herrn Dekans Escher, eines wirklich verehrungswürdigen Geistlichen, der mit dem Festhalten an dem, was aller Zeitveränderung zum Trotze immer Wahrheit war und ist und bleiben wird, jenes Fortgehen mit der Zeit verband, welches sich so selten findet bei Geistlichen seines Alters. Nichts ist wohltuender für mich, nichts scheint mir auch überhaupt für junge Geistliche nützlicher, tauglicher zur Verwahrung vor den studentikosen Absprüngen, zu denen sie heutzutage leicht verleitet werden, als Unterhaltung mit einem aufgeklärten, billig denkenden Theologen, dessen Geist sich seit langen Jahren im Felde dieser Wissenschaft mit Studien und Erfahrung umgesehen hat und dadurch in Stand gesetzt ist, sich und an-

¹ Heinrich Escher (1728–1814), Pfarrer zu Pfäffikon 1764, Dekan des Kyburger Kapitels 1770–1804. Sein Sohn Hans Jakob (1770–1824) wurde ebenfalls Pfarrer zu Pfäffikon und Dekan.

² Speckhof, Gut zwischen Fehrlitorf und Pfäffikon, westlich der Bahnlinie.

dere so viel, als möglich ist, in einen richtigen Gesichtspunkt in Rücksicht auf Gegenwart und Zukunft zu stellen.

Auf unserer Rückkehr nach Illnau abends, die wir ziemlich verzögerten, hatten wir das liebliche Vergnügen, den Mond nach und nach in seinem stillen Glanze hinter einem schwarzen Tannenwalde aufgehen zu sehen. Eine Szene, von Geßner oder Landolt¹ zu malen, nicht von meiner Feder zu beschreiben! Mir ist sie noch lebhaft im Andenken, weil sie plötzlich ein Gespräch zwischen meinem Schwager und mir unterbrach über die berüchtigten Predigten von Hartmeyer,² mit welchen letzterer die christliche Kanzel in Baireuth zu einem philosophischen Klopfechter-Katheder herabwürdigen wollte. Es kam mir gleich der Sinn an Asmus den Wandsbecker Boten, wie er nach einer Mondschein-Nacht dem Vetter Andres schreibt: «Bin die vorige Nacht unterwegen gewesen. Etwas kalt schien einem der Mond auf den Leib; fast war er aber so hell und schön, daß ich recht meine Freude dran hatte und mich an ihm nicht konnte satt sehen. Heute nacht vor tausend achthundert Jahren schienst du gewiß nicht so, dacht ich bei mir selbst; denn es war doch wohl nicht möglich, daß Menschen im Angesicht eines so freundlichen sanften Monds einem gerechten, unschuldigen Mann Leid tun konnten.» Ich dachte: «Hätte Herr Hartmeyer mit Asmus' Einfalt und Selbsterkenntnis an einen Vetter Andres von Jesu zu schreiben gehabt, er hätte den Jüngling Jesum nicht so schwärmerisch eingenommen von sich selbst, und die Vorstellungen, welche die Apostel sich von ihm machten, nicht so läppisch gefunden.» –

10. Spuren der ersten Schlacht bei Zürich

Ehe wir uns zur Ruhe begaben, bestellten wir noch einen Nachbar vom Pfarrhause, uns gleich eine Stunde nach Mitternacht zu wecken, weil wir in der Morgenkühle gern nach Zürich kommen wollten, wohin wir zu reisen beschlossen hatten in Gesellschaft meiner Schwester, unserer gastfreundlichen Hauswirtin in Illnau.

Den 5. August. Der Bauer, welchen wir bestellt hatten, erriet nicht, zu kommen, uns um 1 Uhr durch Anklopfen ans Fenster zu wecken, erhielt auch ein Ja! zum Bescheid. Das Ja! war und blieb aber bis gegen 3 Uhr nur Teil eines fortgesetzten Traumes. Dann entwanden wir uns endlich seinen Armen, und nach allen notwendig erachteten Vorkehrungen kamen wir auf den Weg. Mein Schwager Keller begleitete uns nebst seinem ältesten Knaben, der voll gutmütiger

¹ Salomon Landolt (1741–1818), der bekannte Landvogt von Greifensee, malte Gouachebilder.

² Kaspar David Hardmeier (1772–1832) von Zürich, Theologe, wurde in Bayreuth wegen seiner scharfen Angriffe gegen die christliche Lehre des Pfarramts entsetzt.

Fröhlichkeit unsere Reisebündel an einem Stabe auf der Achsel tragend neben uns her trappte. Der Morgen war sehr kühl, aber wir waren noch keine Stunde auf dem Marsche, so stieg schon die Königin des Tages in ihrer vollen Pracht am Horizonte auf und zeigte uns die Straßen, die uns auf dem Wege nach Zürich strafen sollten für unser langes Schlafen. Bis Wangen und Dübendorf ging's noch ziemlich gut; aber von da an, wo wir auf der schönen, offenen Landstraße allem ihrem Glanze ausgesetzt waren, ward's nach und nach entsetzlich heiß. Welche Verschiedenheit jetzt an diesen Orten und auf der Straße von dem, was ich vor einem Jahr im Brachmonat da sah! Damals die beiden Dörfer voll Verwundeter, deren Jammergeschrei die Ohren betäubte, die Landstraße bis an den Zürichberg hin bald voll kaiserlicher Truppen, die zum Ersatz für diejenigen, welche das Kartätschenfeuer der Franzosen auf dem Berge niedergeschmettert hatte, hingeführt wurden, bald von Verwundeten, die sich mühsam davonschleppten, von ihren Kameraden unterstützt, oder auf Wagen dahingeführt wurden. Die große Ebene links an der Landstraße, Wiesen und Felder, mit kaiserlicher Kavallerie bedeckt, die Luft von morgens 4 Uhr an bis nachts 9 Uhr vom beständigen Feuer der Kanonen und des kleinen Gewehrs erschüttert! Jetzt war alles so stille, so ruhig! Nicht einen Menschen sahen wir auf der Straße nach dem Zürichberge, als gerade die, welche wir daselbst suchten, nämlich Herrn Balber und Frau, welche den Tag vorher mit uns ein Rendezvous auf morgens 5 Uhr in Dübendorf verabredet hatten, um von da mit uns nach Zürich zu gehen. Sie waren pünktlich um diese Zeit dort gewesen, aber hatten uns lange vergebens erwartet und waren endlich langsam weiter gezogen. Nun erreichten wir sie noch auf der Landstraße, nicht weit vom Dörfchen Steppach,¹ das am Fuße des Zürichberges liegt. Hier verließ uns Keller, der treue Begleiter, und kehrte mit seinem Knaben wieder nach Illnau zurück, und wir bestiegen nun den Zürichberg. Aber ja, mir ist's, ich müßte noch keuchen, wenn ich nur mit der Feder von diesem Steigen rede. Wie war's möglich vor einem Jahre, daß die Kaiserlichen diesen mit Verschanzungen bespickten, mit Verhauen ganz übersäten Berg bestiegen? Diese Frage keuchten wir dann und wann einander zu. Ehemals soll man noch den wohltätigen Vorteil gehabt haben, im Schatten gehen zu können, aber der unselige Krieg hat auch hier diese Erquickung geraubt. Die Bäume zu beiden Seiten des Weges sind umgehauen. Es sieht noch jetzt fürchterlich aus auf dem Berge, wie die Baumstämme kreuzweis übereinander liegen! Ich war froh, als wir oben waren und auf der andern Seite hinabsteigen konnten, wo sich die Stadt Zürich und der herrliche See mit seinen dorfreichen Ufern bald unsern Augen darbot.

¹ Stettbach, Weiler zwischen Dübendorf und der Höhe des Zürichbergs.

In einem Hause, welches ungefähr mitten an dem Berge gegen der Stadt zu liegt, nahmen wir etwas zur Erfrischung, und die Aussicht, welche man von da auf den See hat, die Erwartung, welche vortreffliche Wirkung der Mondschein diese Nacht auf dieselbe haben werde, brachte mich auf den Einfall, mit meiner Frau und Schwester auf diesem Berge zu übernachten. Allein zwei Gründe ver- eitelten meinen Wunsch. Die Frau vom Hause versicherte uns, daß sie durch Plünderung von den Franzosen außerstand gesetzt worden sei, uns Betten zu geben, und auch der Himmel, welcher sich immer mehr trübte, schien keine schöne Mondscheinnacht versprechen zu wollen. Wir glaubten sogar nicht einmal vor dem Regen in die Stadt hinunterkommen zu können und eilten deswegen ziemlich stark. Doch war es schon wieder heller Sonnenschein, ehe wir noch zur Niederdorf-Porte kamen, durch welche wir in die Stadt hineingingen. Die erste Brücke, welche wir passieren mußten, schien uns ein ebenso gefährlicher Über- gang, als die Schiffbrücke zu Paradies es uns geschienen hatte. Das Auge schwindelt, wenn es einen Blick in das unten durchströmende Wasser tut, welches durch die Spalten zwischen den Brettern gar gut, aber nicht lustig anzuschauen ist. Das Ohr wird erschreckt von dem Gepolter, welches das Gehen über diese Brücke macht. Nachher wurden wir es gewohnt; denn es ist auf allen Brücken so, welche wir in und um die Stadt Zürich zu passieren hatten.

11. Zürich im Jahre 1800

Unser Weg führte uns bei dem schönen Waisenhouse vorbei und über den Lindenhof, da wir dem Haus zugegangen, wohin wir unsere Schwester Keller von Illnau begleiten wollten. An keinem von diesen beiden sehenswürdigen Orten hielten wir uns auf, da wir uns heute noch den ganzen Tag in Zürich aufzuhalten gedachten, und für jetzt Erfrischung und Zeit, uns instand zu stellen, um Besuche zu machen, nötig hatten. Diese Bedürfnisse führten uns sogleich zum «Raben». Wir mußten über die Schwertbrücke, welche gerade sehr volkreich war wegen dem Markttag, am «Schwert» vorbei, aber wir wollten da nicht einkehren; es schien uns zu vornehm für Fußgänger.¹ Die beiden Kellner im «Raben» aber schienen uns anfangs durch ihr Betragen verdeutzen zu wollen, daß das Wirtshaus, worin sie die Ehre hatten zu dienen, auch viel zu vornehm für uns sei. Das Zimmer, wonach wir fragten, wurde uns mit einer Miene gewiesen, welche Zweifel

¹ Das «Schwert» war in der Tat eines der vornehmsten Gasthäuser im alten Zürich, wo z. B. Goethe 1775 und 1797 und der Herzog Karl August von Weimar 1779 abgestiegen waren. Der «Raben» befand sich an der Schiffslände; auch er ist heute nicht mehr Hotel.

daran verriet, daß es uns Ernst sein könne, ein eigenes Zimmer haben zu wollen. Und noch dazu wurde es uns angewiesen drei Stockwerke hoch und bestund in zwei Kammern mit Ziegelplättleinboden. – Daß doch Erfahrung diese insolenten Diener nicht belehrt! Daß sie doch immer und allenthalben, wenn das Wirtshaus, worin sie dienen, auch nur ein wenig Ansehen hat, die Mode beibehalten, mit jener unverständigen Verächtlichkeit und Grobheit diejenigen, welche nicht in Kutschen und Chaisen daher gefahren kommen, nur halb zu bedienen und sie doch am Ende nicht weniger zahlen zu lassen, als die, welche daherkutschiert kamen! Man möchte fast wünschen, wenn sie durch nichts anders gebessert werden können, sie würden etwa manchmal von einem Windmacher, der in der Kutsche daherrollt, tüchtig geprellt, nachdem sie erst genug Bücklinge vor ihm gemacht hätten.

Nach einem kleinen Ausgang, den wir aber nicht weiter als bis gegen das schöne ehemalige Rathaus hin machen konnten, setzten wir uns an Table d'hôte, wo wir – aber das darf ich wohl nicht erst sagen, jetzt, da die Schweiz ein großer Franken-Gasthof ist – abermals das Glück hatten, in fränkischer Gesellschaft zu speisen, und zwar waren es diesmal Kommissärs, gekleidet und coiffiert à l'in-croyable. Ich hielt manche Vorstellung im Kupferstiche von den jetzigen Pariser Stutzern für bloße Karikatur; aber diese Tischgenossen im «Raben» belehrten mich eines Bessern. Mit ihnen waren noch ein paar französische Offiziere da, nebst einem Schweizer, der auch der abgeschmackten Mode, seine vaterländische Sprache zu verleugnen, frönen zu wollen schien, und unten an der Tafel saß ein geheimnisvoller Reisender. Anders weiß ich den Mann im dunkelblauen Überrock, schwarzer Weste, schwarzen Beinkleidern und Strümpfen, mit den schwarzen Haaren, dem blassen Angesichte und schwarzen, freundlichen Augen nicht zu nennen, der mir auf französische und deutsche Anrede bloß lächelndes Kopfnicken zum Bescheid gab. Ich hielt ihn am Ende für einen italienischen Abbate, der nur seine Sprache verstand. Nachher erfuhr ich von ihm selbst, daß er ein deutscher Kaufmann sei, der – an Table d'hôte nicht gern die Sprache derer rede, welche daran sitzen.

Ich ließ das gut sein und wollte eben (er sagte mir das nach dem Mittagessen unter der Haustüre) mit meinen beiden Reisegefährtinnen weitergehen, als plötzlich Herr Irminger von Henggart auf uns zukam. Die Überraschung machte uns viel Freude, welche er durch sein Versprechen, uns einen Teil des Tages seine Gesellschaft zu schenken, noch vermehrte. Da wir meine Schwester Keller von Illnau bei Frau Landschreiberin Hirzel, wo sie Gastfreundschaft genoß, abgeholt hatten, gingen wir ins *Waisenhaus*, dessen Verwalter, ein guter Freund von mir, mich sehr zu sehen verlangte. Mein Wunsch ward mir nicht gleich erfüllt;

indessen sah ich seine würdige Gattin und ein paar seiner Kinder und erfuhr, daß er wenigstens nicht von der Stadt abwesend sei, sondern bald nach Hause kommen werde. Da war ich nun wieder im Kreise einer Familie, mit welcher ich während dem Aufenthalt des Herrn Verwalter Heß in Feuerthalen, wo er als Amtsschreiber gestanden hatte, öfters traulichen Umgang gepflogen, die vergnügtesten Stunden verlebt hatte. Seitdem ich sie nicht mehr gesehen, in großer Entfernung von ihnen gelebt, wie viele Veränderung war im allgemeinen, wie viele auch im besondern in ihrer und meiner Lage vorgegangen! Wie lange schien mir die Zeit, da ich sie nicht mehr sah!

Wenn immer ein öffentliches Amt Reize hat für den rechtschaffenen, menschenfreundlichen Mann, so ist es die Verwalter-Stelle in einem Waisenhouse. Sich von so vielen elternlosen Kindern Vater nennen zu lassen, welche Wonne für den Menschenfreund! Ich teilte meinem Freunde diesen Gedanken mit – er stimmte ihm aus Erfahrung und Gefühl bei – aber ach! auch hier hört' ich Klagen über die *unglücklichen* Folgen unüberlegter Gesetzmachung im achtundneunziger Jahrgang! Das schöne Gebäude, in welchem die Waisenkinder genährt, unterrichtet, erzogen und verpflegt werden, hat die schönste und gesundeste Lage, die man ihm nur immer in der Stadt geben konnte. Es nimmt sich von außen sehr schön aus, nur scheint für eine so große Face bloß eine Türe, und zwar bloß von der Größe derjenigen, welche da ist, unverhältnismäßig. Die Zimmer sind geräumig, hoch und so reinlich gehalten, daß wir selbst in der Krankenstube nicht den geringsten übeln Geruch spürten. Die Kinder, Knaben und Mädchen, haben alle ein munteres Aussehen und scheinen mit vieler Liebe viel Ehrfurcht gegen ihren Vater und ihre Mutter – so nennen sie den Herrn Verwalter und seine Gattin – zu verbinden. Gerne hätte ich dem Unterrichte beigewohnt, den der Waisenschulmeister erteilt; aber gerade als wir in die Schulstube kamen, verließen sie die Schüler. Und sie wieder zurückkommen machen? Es war an dem heißen Nachmittag des 5. August! Die Schüler hätten mich für einen Tyrannen der Zona torrida und der Lehrer gewiß nicht für – seinen Kollegen gehalten, wenn ich so was hätte verlangen können. Mit vielem Vergnügen sah ich der Emsigkeit der Kinder in der Arbeitsstube zu, und besonders gerne verweilte ich bei fünf freundlichen Jungen, welche unter Anleitung eines Meisters Schneiderarbeit machten. Herr Heß versicherte mich, daß sie alles, dessen die Knaben im Waisenhouse in diesem Stütze benötigt wären, selbst machten.

Gegen Abend gingen wir auf die «*Meise*», ehemals ein Zunftgebäude, um das daselbst befindliche Naturalienkabinett zu sehen. Da aber Herr Geßner, der Aufseher darüber, nicht, wie wir geglaubt hatten, im Hause wohnt, sondern ziemlich weit her hätte geholt werden müssen und unsere Zeit uns kurz zugemessen war,

so trösteten wir uns damit, die einen, schon etwas Ähnliches gesehen zu haben, die andern, es noch sehen zu können, in unserer Vaterstadt bei Herrn Doktor Ammann,¹ und gingen in den untern Teil des Gebäudes, wo der Gemälde- und Kupferstich-Verlag des Herrn Füßlin² zu sehen ist. Man nennt es gewöhnlich Kunstkabinett. In dem Augenblick aber, in welchem wir's zu sehen bekamen, kam ihm dieser Name nicht zu, demnach zu urteilen, was aufgehängt war und in den zu oberst liegenden Cahiers so vorzu gezeigt wurde. Es war bloß eine Krambude, in welcher dann freilich sehr gescheiter Krämerspekulation zufolge das Gangbarste zu vorderst gestellt war. So zogen zum Beispiel die Porträte eines Erzherzogs Karl, Bonaparte, Desaix, Bernadotte, Masséna, Suwarow, zuerst die Augen auf sich. In den Cahiers waren Karikaturen auf die neueste Geschichte Helvetiens, worunter aber auch sehr wenige nur erträglich, geschweige denn gut waren, weder in Rücksicht auf Gedanken noch Ausführung. Lavater,³ den man allenthalben antrifft, mußte auch hier hinein. Er figuriert an der Spitze eines Heftes (welches, wo ich nicht irre, A-B-C heißt) als Seher mit einer Laterne magique. Von Heß,⁴ dem kürzlich verstorbenen ersten, fast einzigen Landschaftsmaler, sah ich da zwei Landschaften, deren Vorstellungen herzzerschneidende Szenen aus der Geschichte der Folgen unserer Revolution enthält. Es soll eine seiner letzten Arbeiten gewesen sein. Auf der einen sieht man fränkische Uniformierte – Räuber – einer armen wehklagenden Bauernfamilie ihre letzte Unterstützung, eine Kuh, mit sansculottischer Bravour wegnehmen. Das andere stellt eine auswandernde Schweizerfamilie vor, die im größten Elende ihren verbrannten, verwiüsteten Wohnort verläßt. – Neben jenen gemeinen Sachen, von welchen ich oben sprach, hingen denn doch auch ein paar schöne englische historische Stücke in Kupferstich und ein paar in Öl gemalte Landschaften von dem unsterblichen Geßner.

Da uns das, was obenauf lag, nicht lange aufhielt, und wir den Besitzer dieses sogenannten Kunstkabinetts nicht bemühen wollten, die verborgenen Schätze ans Licht zu bringen, so waren wir bald wieder zurück im Waisenhause, wo wir noch die Erquickung hatten, dem schönen Abendgesang der Waisenkinder beizuwollen. Sie sangen ein paar Lieder nach Psalmen-Melodien aus dem neuen Zürcher Gesangbuche; der Schulmeister strich dazu den Baß.

¹ Dr. Johann Konrad Ammann (1724–1811) in Schaffhausen war bekannt durch seine reichen Sammlungen von Kupferstichen, Muscheln und Versteinerungen.

² Heinrich Füßli (1755–1829), Landschaftsmaler, Kupferstecher und Kunsthändler.

³ Der berühmte Johann Kaspar Lavater lebte damals noch, lag aber krank darnieder an einer durch einen französischen Soldaten am 26. Oktober 1799 erlittenen Verwundung, die am 2. Januar 1801 seinen Tod herbeiführte.

⁴ Ludwig Heß (1760–1800), Kupferstecher und hervorragender Landschaftsmaler.

In der Abendkühle gingen wir auf den sogenannten Platz,¹ die besuchteste öffentliche Promenade bei Zürich. Diesmal war sie ziemlich leer, nur wenige und kleine Partien wandelten in den prächtigen Pappelalleen auf und ab. Und doch, so wenig Leute da waren, mußten wir gerade da, wo wir sie am ersten hätten vermissen können, gerade bei Geßners Denkmal von unserm unsterblichen Landsmann Trippel² unsere Franken à l'incroyable wieder antreffen, in Gesellschaft einer Donna à la Titus oder à la Caracalla,³ ich weiß nicht bestimmt anzugeben. Weg von dem Geschmeiß! Von Geßners Denkmal darf ich Ihnen nichts sagen, Sie sahen es ja vor einigen Jahren mit mir. Zu Ihrer Freude muß ich Ihnen nur das beifügen, daß es sehr gut erhalten ist und nicht im geringsten Schaden gelitten hat. Die Bedürfnisse, welche die Staatsumwälzer auch in Zürich verursachten, haben der öffentlichen Promenade, dem Platze, auch in etwas eine andere Gestalt gegeben, als er sie damals hatte, da wir beide miteinander ihn besuchten; ein großer Teil desselben, wo vorher bloß Rasen war, ist jetzt in Kartoffelfelder und Gemüsegärten verwandelt. Die Wirkung davon aufs Auge ist gar nicht unangenehm, und überhaupt, wenn nicht das Herz zu gleicher Zeit durch den Gedanken an die Ursache dieser Veränderung betrübt würde, so wären dieselben ein wohltätiger Anblick.

So schön der Mond uns in das Schlafzimmer schien, so hofften wir doch – finstere Wolken, die sich gegen Westen aufzogen, erweckten diese Hoffnung – den folgenden Morgen beim Erwachen regnen zu hören; aber unsere Hoffnung ward getäuscht. Es war der 6. August, und der Himmel blieb so helle, als er noch je während unserer ganzen Wanderung gewesen war. Da unsere Freunde Heß so freundschaftlich in uns drangen, noch länger in Zürich zu bleiben, und wir der freundlichen Einladung der Frau Landschreiberin Hirzel zum Mittagessen noch gerne folgten, so beschlossen wir, erst nachmittags Zürich zu verlassen und, um uns den Weg nach Winterthur in der großen Sonnenhitze etwas zu erleichtern, die Hälfte des Weges in der Chaise zurückzulegen. Den Vormittag verlebten wir noch in traulichem Umgang mit der Familie Heß, bei welcher wir logierten; dann machten wir dem Kunstmaler Herrn Wüest⁴ einen Besuch, der uns teils durch die schönen Malereien, die er uns in seiner Wohnstube sowohl als besonders in seinem Arbeitszimmer zeigte, teils durch seine Scherhaftigkeit sehr vergnügte.

¹ Der Platzspitz beim heutigen Landesmuseum.

² Alexander Trippel (1744–1793), aus Schaffhausen, schuf unter anderem Büsten von Goethe, Herder, Friedrich dem Großen, Salomon Geßner.

³ Das heißt: mit kurz geschnittenem Haar, wie es Titus trug (römischer Kaiser 78–81) oder mit Locken wie bei Kaiser Caracalla (211–217).

⁴ Johann Heinrich Wüest (1741–1821), Landschaftsmaler, Mitbegründer der Zürcher Kunstgesellschaft.

Ein Beweis seiner spaßhaften Laune ist ein Tisch in seiner Wohnstube, auf welchem er ein schönes, mit Elfenbein eingelegtes Messer und ein paar Schillinge so natürlich hingemalt hat, daß man sie lange als Dinge ansieht, die wirklich auf dem Tische lägen. Er erzählte uns auch, daß er oft seinen Spaß treibe und den Leuten, denen er etwas auszuzahlen hat, das Geld an der Tischecke aufzähle, wo die paar Schillinge aufgemalt sind. Wenn die Leute dann das aufgezählte Geld wegstreifen, so sollen immer die paar Schillinge auch noch mit. Besonders freute es mich, in Herrn Wüsts Kabinett das gemalte Original von dem allbekannten Kupferstiche nach Freudwyler¹ zu sehen, der eine gen Himmel sich erhebende gestorbene Wöchnerin vorstellt, welcher ihr auf der Erde zurückgelassener Säugling nachweint. Es ist eine Originalarbeit von Freudwyler, ein Porträt der verstorbenen ersten Frau seines Freundes Wüst.

Von Herrn Wüst gingen wir auf die neue Promenade, einen auf den Schanzen von Zürich angelegten herrlichen Spaziergang. Da verweilten wir uns im Genusse der reizenden Aussicht auf den See und belustigt durch die drollige Erzählung eines Gärtners, der da arbeitete, bis das Glockengeläute um 11 Uhr uns in die Stadt zurückrief. Nach dem Abschied im Waisenhouse begaben wir uns zu Frau Hirzel, deren freundliche Bewirtung beim Mittagessen uns Munterkeit und Kräfte gab, die große Hitze auf unserer Nachmittagsreise leichter zu ertragen. Es war in der Tat schwüle Witterung, und sie ward noch drückender durch den erbärmlichen Anblick der ausgedörrten Wiesen, an welchen wir vorbeikamen. Da, wo wir an dem Ufer der Glatt dann und wann grüne Plätze sahen, lachte uns das Herz im Leibe; aber es dauerte nicht lange, so kamen wieder verbrannte, erstorbene Wiesen.

12. *Heimkehr*

Bis Nürenstorf fuhren wir; da tranken wir ein Glas Wein, der durch seinen Geschmack sich zum schnellen Durstlöscher qualifizierte, und gingen von da zu Fuß bis Winterthur, wo wir abends nach 6 Uhr glücklich und wohl ankamen. Meine beiden Reisegefährtinnen wurden von Frau Haggenmacher, einer guten Freundin meiner Frau, beherbergt, ich ging zu der Witwe meines seligen Freundes Herrn Pfarrer Schultheß. Ausruhen und jedes an seinem Ort in freundschaftlichem Gespräch den übrigen Teil des Tages zubringen, bis dem einladenden Winke des Morpheus Gehör gegeben werden mußte, das war an diesem Tage noch das Geschäft der beiden geschiedenen Eheleute; das war's, was sie einander den folgenden Morgen von der Zeit ihres Nichtbeisammenseins erzählen konnten.

Wir hatten morgens früh, den 7. August, einen langen Kampf zu bestehen

¹ Heinrich Freudweiler (1755–1795), Genremaler.

gegen die freundschaftlichen Anmutungen des Herrn Haggenmacher und seiner Gattin, die uns schlechterdings diesen Tag noch in Winterthur behalten wollten. Endlich kamen wir auf den Weg. Der Morgen war lieblich, und weil der Himmel etwas bedeckt war, die Hitze nicht drückend,. Wir freuten uns darauf, diesen Tag ganz in dem Pfarrhause zu Henggart zubringen zu können, welches unsere Augen einst lange auf sich zog, da wir es von der Landstraße aus erblickten, welche von Andelfingen nach Winterthur führt. Da ich diese Straße oft zu wandeln hatte seit meiner Rückkunft von der Akademie, so betrachtete ich manchmal mit unbeschreiblichem Vergnügen die stille, einsame Pfarrwohnung zu Henggart, welche sich dem Auge von da aus in einer romantischen Lage darbietet. Ich wünschte oft, es einmal in der Nähe zu sehen und seine Bewohner kennenzulernen. Jetzt ward mir dieser Wunsch erfüllt. – Aber ehe wir noch hinkamen, hatten wir zu trauern über die schreckliche Verwüstung, welche fränkisches und kaiserliches Biwakieren in dem schönen Wäldchen vor Henggart draußen angerichtet hatte. Der größte Teil der Bäume, die sonst durch den erquickenden Schatten, den sie gaben, dem Wanderer, dem in Feld und Weinbergen arbeitenden Landmann zur Zeit der Erholung und, wie ich im Pfarrhause hörte, durch den lieblichen Anblick, den sie von da aus gewährten, den Bewohnern desselben zur Freude waren – war verschwunden!

In Henggart verlebten wir einen sehr angenehmen Tag im Schoße der Familie, zu welcher Herr Irminger, den wir in Zürich so unvermutet angetroffen hatten, gehört. Der Friede, der so sichtbar über dieser sich gegenseitig zärtlich liebenden Familie schwebt, die Güte, womit sie uns auf die zuvorkommendste Weise jeden Augenblick des Aufenthalts bei ihnen angenehm zu machen suchten, dies alles tat uns so wohl! Bei dem jungen Irminger sah ich auch eine sehr interessante Sammlung von aller Art Vogeleieren, die an Farben und Größe die schönste Abwechslung darbieten. Mir war dieser Anblick so neu, so überraschend, daß ich anfangs eine Schachtel mit Meerschnecken vor mir zu sehen glaubte. Nach einem der angenehmsten Tage unserer Reise gingen wir in der lieblichen Abendkühle nach Andelfingen, um daselbst bei Onkel und Tante Veith¹ unsere Wanderschaft auf eine fröhliche Weise zu beschließen. Erstern trafen wir nicht bei Hause an; er war Geschäfte wegen wirklich in der Stadt; von letzterer wurden wir mit aller der Herzensgüte empfangen und bewirtet, welche ihr eigen ist.

Sehr interessant war mir während unserm Aufenthalt in Andelfingen die Wiedererneuerung der Bekanntschaft mit dem jungen Künstler Merz.² Sie wissen

¹ Joh. Wilhelm Veith (1758–1833), aus alter Schaffhauser Bürgerfamilie, Pfarrer in Andelfingen seit 1784, kam 1812 nach Schaffhausen, wo er Dekan und Antistes wurde, Kunstsammler. Er schrieb Lebensbilder von Lavater, Salomon Geßner, Jakob Merz und Heinrich Lips.

² Jakob Merz von Buch am Irchel (1783–1807), Maler und Kupferstecher.

noch, wie ich Ihnen einmal von den Bemühungen des Herrn Pfarrer Veith, meines nunmehrigen Onkels, für den jungen Merz schrieb, bei welchem er außerordentliche Talente für die Zeichnungskunst entdeckte, und von den Erfolgen dieser Bemühungen. Seitdem ist nun Merz bei dem berühmten Kupferstecher Herrn Lips¹ in Zürich im Hause und hat bewunderungswürdige Fortschritte in der Kunst gemacht. Er zeigt wahrhaft Genie. Daneben ist er der sanfteste, ruhigste Jüngling, den man sich denken kann: er vereinigt mit seinen männlichen Talenten in der Kunst jenen Kindersinn, der ihm wohl macht, wenn er Kinder, die im Alter weit unter ihm sind, durch Mitmachen bei ihren unschuldigen Spielen erfreuen kann. Besonders im Porträtszeichnen, mit schwarzer Kreide und mit Wasserfarben erhöht, hat er sich schon erstaunliche Fertigkeit erworben. Ich sah auch ein paar Kupferstiche von ihm, welche Fertigkeit im Zeichnen und Kühnheit in Führung des Grabstichels anzeigen. Der bringt's gewiß weit in seiner Kunst! Es brennt ein stilles Feuer in dieser jungen Künstlerseele, das nicht sichtbar in Reden und Gebärden auflodert, sondern nur in den Produkten seines Genies sanft wärmt, ein haltbares und immer für ihn und andere wohltätiges Feuer. Die Vorschung erhalte ihm seinen kindlichen Sinn...

An dem schönen Gemäldekabinett² unseres Onkels konnten wir unsere Augen nicht weiden; denn es hatte gewisser Ursachen wegen eine etwas weite Reise gemacht, von welcher es noch nicht zurück war. Den 8. August brachte ich größtenteils damit zu, dem jungen Merz zuzusehen, wie sich seine schöne Arbeit nach und nach unter seinen Händen formte, ein Vergnügen, dem ich ganze Tage widmen könnte. Weil wir wußten, daß unser Onkel Samstag vormittag den 9. August wieder zurückkommen werde, so blieben wir bis nachmittags dort.

Ehe wir in Schaffhausen ankamen, hatten wir die Freude, bei dem Dorfe Uhwiesen, eine kleine Stunde von der Stadt, unsere Geschwister und einen meiner besten Freunde, die uns entgegengekommen waren, anzutreffen, mit welchen wir dann nach einem kurzen Aufenthalt in Uhwiesen, der uns, wenn wir landsfremd gewesen wären, eben keinen guten Begriff von dem Gewächse des Weinstocks in dasiger Gegend gegeben hätte, nach unserer Vaterstadt zurückkehrten.

Und hiemit wäre meine Reisebeschreibung am Ende. Ich schrieb sie gerne; denn ich gehöre zu den Leuten, die im Nachgenusse, den die Zurückerinnerung gibt, oft noch mehr Vergnügen finden, als im Genusse selbst.

¹ Johann Heinrich Lips von Kloten (1758–1815), Kupferstecher und Maler, lernte in Rom Goethe kennen, der ihn zum Professor an der Zeichenakademie Weimar machte (1789–1794). Wegen Krankheit kehrte er 1794 nach Zürich zurück.

² Die Kunstsammlung Veiths enthielt, als sie 1835 versteigert wurde, nicht weniger als 384 Gegenstände; darunter befanden sich neben Werken der besten Schweizer Zeitgenossen auch Gemälde von Tizian, van Dyck, Rembrandt, Rubens und Holbein.